











PHYSIOLOGIE
des Weibes.

Von

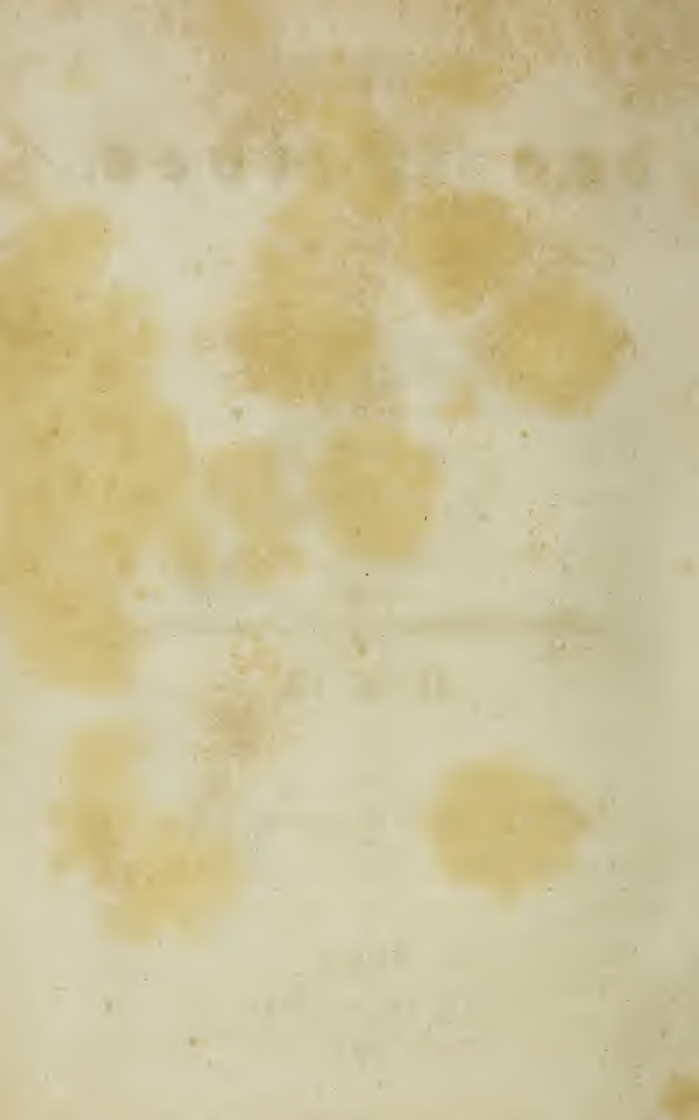


DEM.



Mit 52 Holzschnitten.

Leipzig,
Verlag von E. Wengler.
1853.



Inhalt

nach Capitel-Angabe und Seitenzahlen.

Intermezzo.

Zweite Abtheilung.

Eigenthümliche Zustände und sociale Verhältnisse des Weibes.



Einleitung.



Wer — was ist das Weib? — Fisch oder Vogel? — Schmetterling, Blume, Käfer? — Mensch oder — —

Seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden ist über dieses Thema gestritten worden: nie haben

sich aber die Ansichten darüber vereinigen wollen. Tausendfältige Untersuchungen und Beobachtungen haben vielmehr zu eben so vielen verschiedenen Urtheilen und Resultaten geführt. Und, nachdem man erst des Weibes Menschheit in Zweifel zu ziehen gewagt hat — was Wunder, daß dann auf zwei Seiten hin noch weiter gegangen und das ganze Geschlecht bald zu Engeln, bald zu — es will sich nicht schicken, es auszusprechen, — † † † — gestempelt wurde?

Welche Erfahrungen setzen solche Aussprüche voraus! wie mannigfaltige Erscheinungen und Wahrnehmungen! Welche Fülle von Vortrefflichkeit mußte zur Anschauung gebracht, und welche Masse von Uebel und Qual bereitet worden sein, daß solche Ueberzeugungen in's Leben treten konnten!

Wie viel Irrthum und Täuschung muß aber auch zwischen den Endpunkten so himmelweit von einander entfernter Meinungen mitteninne liegen, und wie schwierig die darunter verborgene Wahrheit zu ergründen sein? —

Besser also, wir versuchen nicht, ein Problem schon jetzt zu lösen, das vielleicht erst später seiner Enträthselung nahe geführt werden und dann zugleich einen Hauptzweck dieser Blätter erfüllen wird.

Ueber die Nothwendigkeit wie Ersprießlichkeit unsres Unternehmens werde das tiefste Schweigen beobachtet. Daß es sich aber der Mühe lohnt, einem Gegenstande einige Aufmerksamkeit zu widmen, der seit Jahrtausenden so vielfaches Interesse erregt: dafür spricht dieser Umstand schon allein zur Gnüge.

Betrachten wir denn das materielle und geistige Wesen des Weibes: beschäftigen wir uns mit seinen äußeren Formen, wie mit seinem Gemüthsleben und verschiedenen Seelenzuständen: erwägen wir seine physischen wie moralischen Eigenthümlichkeiten: belauschen wir sein verborgenes Sein und Walten, wie wir auf sein offenkundiges Thun und Lassen achten wollen, in höhern und niederern Sphären, von seinem Entstehen bis zu seinem Vergehen: und wir

werden zu Resultaten gelangen, die — um mindestens einige bildliche Andeutungen zu geben — mit nachstehenden Umrissen in verschiedene Beziehungen zu bringen sein, und uns in der Erkenntniß: — „wer, oder was das Weib sei?" — vielfach förderlich werden dürften.



Erste Abtheilung.



Somatologisches und Psychologisches über das Weib.

I.

Jeder Zoll ein — Wunder.

Geehrte Leser und Leserinnen, ich bitte, vor diesen Ueberschriften nicht zu erschrecken, sie scheinen bedenklicher, als sie's sind! Was folgt, wird weder Schwindel noch Kopfschmerz

erregen. Jede Sache will ihren Grund haben. Die Feder, die diese Zeilen schreibt, ist aber eine Deutsche, und, da sie ihre Natur nicht verleugnen mag, konnte sie nicht umhin, diesen Abschnitt den folgenden vorauszuschicken.

Angenommen: des Mannes Menschheit ist außer Zweifel gesetzt, so leuchtet die Wahrscheinlichkeit jedem gesunden Sinne gewiß ein: daß auch das Weib derselben Art von Geschöpfen angehören müsse: denn in den Grundzügen beider Geschlechter ist so viel Uebereinstimmung, und, wo Etwas Beiden nicht gemein ist, wird des Einen Eigenthümlichkeit durch die des Andern so bedingt, daß nur durch dieses Wechselverhältniß die Existenz und Vollendung Jedes von Beiden als möglich erscheint. Demnach können wir die nur beregte Streitfrage hier gänzlich außer Acht lassen, und uns sogleich zur nähern Betrachtung der äußern Erscheinung des Weibes — als integrirenden Theils des Menschengeschlechts — begeben.

Oeffnen wir die Augen! schärfen wir unsere Blicke! Welch' ein Räthsel der Natur, welch' ein Wunder stellt sich uns dar! Ein Wunder, das unser Staunen nur vergrößern müßte, wenn seine Erscheinung uns nicht eine tagtägliche wäre.

Jedes Glied des Weibes, jeder Zoll Länge und Breite seines Leibes, welch' ein eigenthümliches Interesse nehmen sie in Anspruch! Wie beschäftigen sie den Verstand, wie reizen sie die Phantasie, und wie quälen sie zugleich oft Schaaren von Herzen!

Groß oder klein, kurz oder lang, dick oder dünn: für jede Dimension und Variation des weiblichen Körpers giebt es besondere Reize, und sind dieselben ihren Basen und Facen in Verhältnissen angepaßt, daß mindestens das Streben nach immer neuer Schönheit und Vollkommenheit der einzelnen Theile nirgends zu verkennen wäre, wenn sonst der Natur, nur Normales und Ideales zu bilden, aus andern Ursachen gestattet würde.

Was lang, ist meist schlank und dabei edel.

Was kurz, ist oft winzig, doch auch fein und zierlich.

Was dick ist, dem sind zwar diese Vorzüge nicht eigen: doch weiß die kunstvolle Schöpferin Natur selbst der Fülle ihr Lockendes, ja Verführerisches zu verleihen.



Was dünn ist, kann immer noch niedlich, ja selbst ätherisch heißen —

Und klein war selbst Venus —

Und Juno war groß —

Also fast alle Größenverhältnisse leiden auf den weiblichen Körper ohne Zwang ihre Anwendung; insofern wir

nur natürliche Normen berücksichtigen — an die Abnormitäten der Riesen und Zwerge, der Krummen, Lahmen und Verdrüßlichen soll hier allerdings nicht gedacht werden — und so könnten wir sogleich zur Betrachtung der Masse, woraus das Weib gebildet, und wie es gebildet ist, weiterschreiten. Doch bedarfs da nur weniger Worte: es ist eine allbekannte Sache: daß das Weib aus zarterem Stoffe — (als der Mann, der ursprünglich ein Erdkloß war) — gewoben ist. Was das innere Leben desselben anlangt, so läßt sich aus mancherlei Erscheinungen schließen, daß ihm ein ziemlicher Grad von Electricität und Magnetismus beiwohne; denn woher käme sonst in manchen Zuständen seines Auges Flammen, die Anziehungs= wie Abstoßungskraft, die es namentlich auf das männliche Geschlecht ausübt? —

II.

Der Knochenbau.

Zur Aufrechthaltung seiner Gestalt sind ihm, so gut wie dem Manne, seine über 250 Knochen gegeben. Aber was für Geknöchel ist das! — glatt und rund, füg= und schmiegsam — ohne Ecken und Kanten, ohne Vorsprung und Spitze*), damit dem zarten und weichen Principe im organisch geschaffenen Leben auch in diesem Bezuge sein

---

*) Sachverständige werden um Discretion gebeten, hier nicht etwa zu widersprechen!

Recht geschehe. Fast könnte man in Versuchung gerathen, darüber zu zürnen, daß, anstatt der gewöhnlichen rauhen Benennung, nicht schon eine zartere für des Weibes



Gerippe erdacht worden ist.

III.

Muskeln, Bänder, Adern, Blut.

Die Muskeln, die das Gebein umgeben, wie die Bänder — ein Hauptbedürfniß der Frauen — womit sie das Geknöchel zusammenhalten, sind wie aus weichen seidenen Fäden gebildet, während die des Mannes wie aus hartem Hanfe erscheinen. Ihr Zweck kann nur sanfte Regung und Bewegung sein. Andre Erscheinungen, die sich in diesem Bezuge uns vielleicht später aufdringen möchten,

dürften nur das Vorhandensein von Abnormitäten beweisen.

Entlang den Muskeln und Knochen, wie mitten durch sie hindurch, rieselt in tausendfachen größern und kleinern Canälen purpurroth das — schöne Blut — warm — heiß — oft kochend — Blut, vor dessen Anblicke das zarte Weib schaudert, in Strömen und Bächen durchrinnt es sein eignes Geäder und übt seine Triebkraft zu Gefühlen der schönsten und — grauenvollsten Art — ja, setzt das Räderwerk*) der Tugend wie des — Lasters — wo sich dies ja einmal als dem Weibe anhängig zeigen sollte — in Bewegung.

IV.

Die Nerven.

Nicht minder, als bei'm Manne, sind desgleichen bei'm Weibe, Gefäße, Muskeln und Gebein von den in so vielfachem Betrachte wunderbaren Nervenverzweigungen begleitet und durchdrungen. Welche bedeutende Rolle dieselben im weiblichen Organismus spielen — das bedarf aber kaum der Erwähnung. Jeder Ehemann ist durch seine Frau mit den verschiedenartigen Zufällen vertraut gemacht, die den Nerven zugeschrieben werden und von ihnen den Namen führen. Jeder Liebhaber hat die Nervenreiz-

*) Die obwohl erst dem nächsten Capitel beigefügte Zeichnung kann auch hier schon zu einiger Illustration dienen.

barkeit seiner Geliebten bei irgend einer Gelegenheit und auf irgend eine Weise einmal erfahren, und dabei Sympathie, oder, was sonst erforderlich, empfunden und bewiesen. Zu den allgemein bekannten Erscheinungen in diesem Bezuge gehören die nächtlichen Promenaden, die von Frauen, bei Ueberreizung ihrer Nerven besonders im Mondschein



unternommen werden, andrer Specialitäten nicht erst zu gedenken, da sich dazu anderwärts noch Gelegenheit bieten wird, und hier für Extreme, zu denen wir wohl verleitet werden könnten, der Platz noch nicht ist. Keineswegs hindert uns das aber nun zu betrachten im Abschnitt

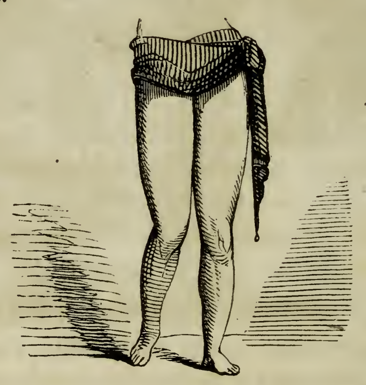
V.

Die Extremitäten des weiblichen Körpers.

Mit diesem barbarischen und zweideutigen Worte haben die Anatomen — wieder einmal rücksichtslose Gelehrte, mit einem Worte: Aerzte — menschliche Theile des zarten Geschlechts belegt, die, wenn man von dem Sinne ihrer Benennung auf ihr Wesen schließen soll, offenbar überraschende Erscheinungen darbieten müssen.

Man denke sich: „Extremitäten!" zu Deutsch: — „Aeußerstes." —

Es sind diese Extremitäten eingetheilt in obere und untere. Der Zweck der unteren — im alltäglichen Leben



die Beine

genannt — ist ohne Zweifel zunächst: dem über ihnen aufgeführten Gebilde zur Basis zu dienen.

Wie himmelweit verschieden in ihren Eigenthümlichkeiten — und dadurch mag ihre Benennung allerdings gerechtfertigt erscheinen — ist aber diese von jeglicher Grundlage, die der Mensch seinen Bauen zu geben pflegt! Da hört man als Bedingung ihrer Trefflichkeit und Durabilität nur ihre Breite, Tiefe und Schwere nennen. Kein Gebild von Menschenhand errichtet, kann dieser Eigenthümlichkeiten der groben Materie entrathen, und verbindet damit in der Regel noch starre Unbeweglichkeit.

Wie anders die Basis des menschlichen Körpers, des Weibes Bein — des Weibes Fuß. Da ist nichts breit daran, nichts schwer, oder schwerfällig, nichts, was sich in eine Tiefe versenkte, nichts starr und unbeweglich; sondern alles weich und flexibel, leicht und flüchtig, und was besonders den untersten Theil anlangt, so ist er schmal, klein und niedlich. —

Zweimal 32 Knochen befähigen die weiblichen Beine zu einer Dauer, welche die eines Englischen Hauses oft übertrifft . . . Um diese Knochen legt sich das seidene Muskelgeflecht ringsum gerundet in gefälligster Form, von einer Decke — der Haut — überzogen, weich und glänzend, wie Sammet. Die ersten Tapisserie-Genies der großen Weltstädte Paris und London stellen so faltenfrei, geschmeidig und elastisch weder Pfühle noch Ottomanen her, als die gepolsterten Stellen eines weiblichen Normalbeins sind. An seiner ganzen Ausdehnung keine scharfe Kante, keine Spitze, keine Ecke, keine Rauheit, keine Härte und

dennoch Dauer und große Tragfähigkeit — in horizontaler, schräger und perpendicularer Richtung.

Mechanik und Physik haben sich, so zu sagen, überboten, um in diesem Theile des weiblichen Körpers etwas recht Geniales zu liefern. Daher ist auch seine Bedeutung, der Einfluß, den er übt, viel wichtiger, als es oft den Anschein hat. Jede Spanne seines Bereichs ist zu ihrer besondern Thätigkeit und Kraftentwickelung berufen. In engern wie weitern Kreisen thut sich das kund. Und ohne darüber in ein näheres Detail eingehen zu wollen, sei doch beispielsweise hier in Erwähnung gebracht, wie wunderbar die bald unerwartete, bald vor Späherblicken sorgsam bewahrte Fuß- oder Knieberührung zweier, verschiedenen Geschlechtern angehöriger, Individuen wirkt. Nur die Empfindung, welche das Berühren der Kugel an der Electrisirmaschine hervorbringt, möchte damit zu vergleichen sein. Desgleichen sei des Effects gedacht, den ein voller schwellender Fuß in knappem Schuh mit zierlichen Kreuzbändern gebunden, noch mehr aber den eine schöngeformte Wade, im weißen Strumpfe, hervorbringt, wenn sie halb verborgen, oder verstohlen zur Ansicht eines Männerauges kommt. Welche Bieg-, Schmieg- und Fügsamkeit sich in diesen untern Extremitäten des Weibes bis zur Vollendung entwickeln kann, davon haben die Annalen aller Völker und Länder Beweise in Hülle und Fülle; ja die Geschichte hat uns Fälle sogar aufgezeichnet, die keinen Zweifel übrig lassen, daß weibliche untere Extremitäten

mitunter gewaltiger in das Rad des Weltgeschicks eingegriffen haben, als selbst Kopf und Faust von Männern, die zu Regenten großer Reiche berufen waren. Es ließen sich dazu in den verschiedensten Zeitaltern die frappantesten Belege unter Juden, Heiden, Türken und Christen finden.

Nur eines Ereignisses der neueren Zeit, — die neueste möge völlig unberücksichtigt bleiben, — das zu eclatant für die Bedeutung sogar nur eines winzigen Punktes an der weiblichen untern Extremität zeugt, werde hier Erwähnung gethan.

Einer Schönen gelang es nämlich während einer Reihe von Jahren hauptsächlich durch den Zauber, den sie von dem nurgenannten Punkte ausgehen ließ, in der alten, wie neuen Welt ein Aufsehen zu erregen, wie das seit Jahrhunderten kaum einem andern Weibe gelungen sein dürfte. Wien, Petersburg und Berlin, Neapel und Mailand, Paris und London diesseits des großen Oceans, waren die Orte, in welchen der weibliche Phönix sich hauptsächlich blicken ließ, und auf Jung und Alt, Hoh' und Niedre, Arme und Reiche, ja sogar auf Lenker von Völkern, auf Minister und Diplomaten, Fürsten, Grafen, Rothschilde und Harpagons einen Eindruck hervorbrachte, wie ihn ähnlich vielleicht nur noch der Tarantelstich bewirken könnte. Jenseits des Oceans, in dem großen Reiche der sonst so nüchternen Republikaner, erzeugte in vielen Städten und Provinzen dieselbe Erscheinung wahre Toll-

heit und Raserei: denn Sinne, Herzen und Verstand, gingen darum zu Tausenden verloren, ganze Provinzen wurden dadurch, so zu sagen, zu Narren.

Der winzige Punkt, der all dies Glück und Unglück, Staunen und Bewunderung, Verehrung ja Vergötterung hervorrief, war aber — um bei dieser Gelegenheit auch noch der Spitzen zu gedenken, welche den weiblichen Extremitäten wirklich verliehen sind — kein anderer, als die große Fußspitze der —



Fanny Elsler.

VI.

Die Arme — die Hände — die Finger.

Die obern Extremitäten des Weibes, aus Ober-, Unterarm und Hand bestehend, in ihrer ganzen Ausdehnung wohl gerundet und mit allerlei sanften Anschwellungen ausstaffirt, sind, zu so mannigfaltigen Verrichtungen sie auch geschickt sein mögen, doch vorzugsweise nur zu einem Hauptgeschäft — zur Umarmung — auserſehen. Wechsele man die Ausdrücke dafür: nenne es ein Umfangen, Umschlingen, Umschließen, Umfassen, Umwinden, Umspannen, Umflechten, Umranken oder — Umklaftern: ein jeder derselben bedingt — eine Umarmung. Die Umarmung aber ist eine Handlung, ein Dienst der Liebe. Füglich sind also die obern weiblichen Extremitäten Dienerinnen der Liebe zu nennen.

Welch eine hehre Bestimmung! Welch ein erhabener Zweck, nur schönen und edeln Regungen des Herzens Folge zu leisten, nur auszuführen, was zärtliche Empfindungen, die geläutertsten Gefühle gebieten!

Die Versicherung des Wohlwollens erhält ihre Bestätigung in einer Umarmung; Die Freundschaft ihre Betheuerung durch eine Umarmung; die höchste Liebesgluth entzündet sich in einer Umarmung; der Treue Gelöbniß versiegelt eine Umarmung; im Wirbel des Tanzes umschlingen sich die Arme; den Schmerz der Trennung zweier sich

angehöriger Herzen bezeugt eine Umarmung, Versöhnung thut sich kund in einer Umarmung; Schirm und Schutz vor Gefahren gewährt nicht minder eine Umarmung, wie sie Trost verleiht bei Kummer und Leiden; und der Säugling, der seine Nahrung sucht, ist sicher geborgen und verwahrt in der zärtlichen Umarmung, an seiner glücklichen Mutter Brust.

Ich schweige von Umarmungen anderer Art, deren Alltäglichkeit oder Beliebtheit bei den Frauen nicht erwiesen werden könnten. Auch übergehen wir alle übrige Functionen, welche ausschließlich noch den Armen übertragen sind, da sie neben der Umarmung, als der allerwichtigsten, kaum noch berücksichtigt werden können.

Wohl aber verweilen wir noch ein Wenig bei Betrachtung des untersten Theils der obern Extremitäten, bei der so vielfaches Interesse erregenden Hand.

Sie ist vorzugsweise zum Tragen, Fassen und Gefaßtwerden, wie zum Halten, Geben und Nehmen geschaffen: zum Geben von Blumen, Briefen, Ringen und — Körben, wie zum Nehmen derselben Gegenstände mit Ausschluß der Körbe.

Ihr oberer sanft gewölbter, rund wie ein Kissen geformter, sammetartig weicher Theil trägt nicht selten vier niedliche Grübchen, die, wie die Rosenkelche mit Insecten, mit Reizen mannigfaltiger Art bevölkert sind. Seine runde

sammetartige, kissenförmige Wölbung mag Veranlassung geben, daß besonders männliche Lippen nicht minder gern



darauf verweilen. — Bei etwas boshafter Natur seiner Inhaberin soll es aber auch geschehen, daß bei einer flüchtigen Schwingung der Hand derselbe Theil sich mit einer Hast und Heftigkeit der männlichen Wange anpaßt, daß diese davon nicht nur erröthet, sondern des Betroffenen Zähne darüber sogar erdröhnen, sein Hirn erschüttert wird und das Blut im Herzen in Stocken geräth. So heftig ist die Wirkung, die von diesem Handtheile aus versendet werden kann.

Der innere Theil der Hand, zum Darreichen und Empfangen gebildet, läßt bei seiner nähern Betrachtung verschiedene seltsame Linien wahrnehmen, die in Bezug auf Chiromantie von äußerster Wichtigkeit sind. Vergangenes



wie Zukünftiges geben dieselben mit Bestimmtheit dem kund, der diese Zeichen einmal richtig zu entziffern gelernt hat. Ueber Verhältnisse und Zustände werden hier Mittheilungen gemacht, wie sie kaum je ein Weltweiser tiefsinniger zu geben vermöchte. Ueber Krankheit, Glück und Heil, ja über Lebensdauer selbst ist hier die zuverlässigste Auskunft zu erhalten. Und was das Wissenswertheste, selbst die Zahl der Gatten und — der Nachkömmlinge wird durch diese Linien auf das Genaueste verrathen.

Nur fühlen, nicht beschreiben läßt es sich übrigens, welch ein Zauber und welch ein seltsames, zwar nicht brennendes, doch prickelndes, stechendes, wärmendes, kurz, wohlthuendes Feuer aus diesem Theile der Hand ausströmt, wenn sie, sei es bei einem Willkommen, oder Abschied, besonders aber bei einer Zusage in eine Manneshand einschlägt. Ein einziger solcher Handschlag, abgedrungen oder freiwillig gereicht, bezeichnet oft den Beginn einer

langen Reihe genußreicher und glückseliger Stunden, ja entscheidet mitunter über Wohl und Wehe einer ganzen Lebenszeit, je nachdem die Schicksalsschwestern freundlich geneigt, oder tückisch voll Neid darein sehen.

Naht sich dieselbe innere Seite der weiblichen Hand einer in Falten gezogenen Männerstirn, so besitzt sie die Eigenschaft, diese alsbald zu glätten. Sanft über die Wangen gleitend, reizt sie fast unwillkürlich zu freundlichem Lächeln. Oft beginnen damit die geprießenen Schäferstündchen.



An der Wurzel der Hand befindet sich eine Stelle, die besonders vom Arzt gesucht, betastet und gedrückt wird, in der Regel nur unter dem unschuldigen Vorgeben: um nach dem Puls zu fühlen.

O Ihr unbefangenen, gutmüthigen Kinder Evens, seid aber vor diesem Pulsfühlen gewarnt, wie vor dem Feuer der Hölle! Bedenkt es Euch ja zuvor reiflich, prüfet Euer Innres, ob darin etwas verborgen sei, wovon Niemand Kunde haben soll, eh' Ihr Euch nach dem Puls fühlen laßt! Der Puls ist Euer hinterlistigster, tückischster Verräther. Jeden, auch den leisesten Fieberanflug Eures Herzens plaudert er aus.

Die vordere Hälfte der Hand geht in fünf Enden, die Finger, aus. Jeder derselben hat seine eigenthümliche Form und Bedeutung, jeder seinen besonderen Zweck und Namen. So unbedeutend sie ihrer Kleinheit halber erscheinen, so viel ist doch von Alters her über sie gesprochen, geschrieben und — gefabelt worden. Wer kennte z. B. das zugleich in die Mährchenwelt hinüberschweifende Ammenreimchen nicht, das den Kleinen eingeprägt wird, um ihnen die erste Kenntniß von ihren Gliedmaßen beizubringen:

Das ist der Daumen;
Der schüttelt die Pflaumen u. s. w.

So unschuldig einfach das klingt, so viel Sinn liegt darin.

Zu sehr ernster Betrachtung der Finger hat aber besonders die vergleichende Anatomie Veranlassung gegeben. Es grenzt mitunter an das Paradoxe, was wir da für

Sätze aufgestellt finden. Wer sollt' es z. B. glauben, daß diese Wissenschaft die Hand des zarten, friedliebenden und ehrlichen weiblichen Geschlechts mit Wehr und Waffe, zu Raub und blutiger That, ausgerüstet hat? Wer sollte es glauben, daß sie in dem Nagel des äußersten Fingergliedes bald ein schützendes Schild, bald eine ähnliche Waffe, wie sie der Adler und die Eule, oder der blutgierige Tieger und die diebische Katze führen, zu sehen wähnt? Wer sollte es glauben, daß man, auf diese verkehrte Ansicht sich stützend, sogar — wie das zu geschehen pflegt, wenn man Schluß auf Schluß baut, ohne Acht zu haben, wo es hinaus will — der weiblichen Natur eine Hinneigung zu gewissen Leidenschaften andichtet, welche hier namhaft zu machen die Feder sich scheut. Das allerdings noch in neuerer Zeit von einer



Französin, der Lafarge, gegebene Beispiel kann doch

unmöglich eine Regel begründen. Ja es hat sogar Gelehrte gegeben — aber welche Tollheit wäre nicht schon von Gelehrten in Schutz genommen worden? — welche behaupteten, der Nagel der weiblichen Hand wäre zu einer gewissen Augenoperation — vielleicht zur Exstirpation — praktikabel. Alle Achtung vor der Wissenschaft. Doch hat man wohl noch nie von einem glücklichen Erfolge einer mit einem solchen Instrumente gemachten Operation gehört. Mindestens möchte es räthlich sein, ihre Verwendung erst vom Eingange günstiger Berichte über ihre anderweitige Benutzung abhängig zu machen.

Zu bei weitem erfreulicherer Erkenntniß, was das Wesen der weiblichen Finger anlangt, führen die Beobachtungen und Erfahrungen des alltäglichen Lebens.

Da sehen wir, wie geschäftig der zweigliederige Daumen, zwar selten allein, doch zu unermüdlichem Beistande seiner vier Nachbarn bereit, sich besonders in häuslichen, gewerblichen und artistischen Verrichtungen beweist. Die Küche, der Strickstrumpf, der Stickrahmen und das Spinnrad, wie das Pianoforte und die Harfe, die Malerpalette und der Pinsel und selbst die Feder auf dem Schreibtische geben Zeugniß von seinem Fleiße und Verdienste. Was er ergreifen und fassen hilft, das ist erfaßt, und die weiblichen Finger halten dann fest. Also allen Respect zunächst für den Daumen.

Der zweite oder Zeigefinger ist eigentlich der selbstständigste unter seinen Brüdern, daher auch seine Hand-

lungsweise frei und sein Character am deutlichsten ausgeprägt ist, was ihn jedoch nicht hindert, dann und wann auch Heimliches im Schilde zu führen und Dinge zu vollbringen, die überraschen. Ich erwähne hier nur des Dienstes, den er dem Munde leistet, wo dieser zu schweigen für räthlich hält. Unvermerkt durch einen Wink weiß er da auf das Zuverlässigste ein zärtliches oder lockendes „Komm! Komm!“ oder ein abwehrendes und warnendes „Geh! Geh!“ oder eine bedeutsame Drohung auszusprechen. Ueberhaupt ist er in der Zeichensprache der geschäftigste und geschickteste Dollmetscher. Von Eitelkeit ist er so wenig frei, wie seine drei dreigliederigen Brüder: denn er schmückt sein unterstes Theil gern mit Brillanten.

Der Mittelfinger, als der größte von allen, bewährt sich besonders als zuverlässig beim Zugreifen. Doch hindert ihn seine Größe nicht an Streichen, wie sie sonst nur vom Kleinen verübt werden. Namentlich versteht er einer ihm dargebotenen Männerhand heimlich durch sein Zusammenrollen und sich wieder Oeffnen in derselben allerlei verschieden zu deutende Marken zu geben, die oft wichtige Folgen nach sich ziehen . . . Bei der Nadelarbeit der Hand läßt er sich den Fingerhut nicht nehmen! . . . Wo er indignirt ist, weiß er sich auf eine empfindliche Weise mit Hülfe des guten Daumens, durch einen — venia sit verbo! — Nasenstüber oder Schneller zu rächen . . . Ja, bei gewissen Begegnissen schlägt er sogar mit Verachtung sein Schnippchen . . . Oft pflegt er übrigens etwas kocketter

Natur zu sein, wenn er hübsch gerad gewachsen, fein zugespitzt und mit einem schöngeformten Nagel bedacht worden ist.

Der vierte oder Goldfinger, bisweilen von der Last des Geschmeides, das er zu tragen hat, besonders von dem Ehestandsschmucke, der ihm aufgebürdet zu sein pflegt, etwas gekrümmt, scheint übrigens mit Selbstzufriedenheit zu einigem Müssiggange zu incliniren. Selten erblickt man ihn allein für sich thätig. Gewöhnlich nur, von seinen Nachbarn veranlaßt, regen sich Sr. Gnaden, oder lassen Hoch dieselben sich zu gewissen Mitleidenschaften ziehen.

Der kleine Finger endlich spielt gern den Niedlichen; ist allezeit zu Tänzen, Springen und Hanswurstiaden aufgelegt. Weil er meist graziös ist, steht ihm alles, und darf er sich mehr, als seine Brüder, erlauben. Oft macht er den Affen des Zeigefingers; oft ist er ein Narr für sich allein. Dieser Fall ereignet sich ganz besonders, wo er sich einem Liebhaber bloß und preisgiebt, ohne zu bedenken, daß er die ganze Hand dadurch gefährdet, ja bisweilen der Gefangenschaft überliefert. Oft sieht man ihm die Langeweile an, wenn ihn Grillen und Launen plagen: dann wird er unartig, ja wohl ungezogen: fängt an zu springen und zu trommeln. Doch thut das selten seiner Reputation Schaden; er bleibt deshalb immer ein bon enfant chéri: denn er besitzt in gewissen Fällen die Gabe der Weissagung — und dergleichen geht den Frauen, wenn auch nicht über Alles, doch über Vieles.

Staunenswürdig aber sind die Wirkungen, die wir gewahren, wo sich sämmtlicher Finger Kräfte und Fähigkeiten (namentlich der Mütter) mit denen der übrigen Hand zu einem Zwecke vereinigen.



Drei große Reiche im Abendlande liefern uns dafür durch ihre Königinnen noch schlagendere Beweise.



Donna Maria. Isabella. Victoria.

VII.

Unausgesprochenes.

Bevor wir uns zur Betrachtung des obersten Theils des weiblichen Gebildes begeben, wäre es unverantwortlich, einen Gegenstand mit Stillschweigen zu übergehen, der im weiblichen Organismus eine der wichtigsten Rollen spielt, und also als characteristisch für sein Wesen bezeichnet werden kann.

Convenienz, übertriebene Bedenklichkeit verbieten aber bisweilen, sich über Dinge auszusprechen, mögen dieselben noch so natürlich, mögen sie noch so lieb und werth gehalten, und möge das über sie Gesprochene noch so wahr und decent sein.

Wie sich nun bei solcher Verlegenheit benehmen? — Der Dichter weiß sich zu helfen: er spricht in Bildern und Gleichnissen; sein hoher Flug entzieht ihn so mancher Verantwortung; und unter dem Mantel der poetischen Licenz, was läßt sich da nicht alles verhüllen und bedecken . . .

Hier können jedoch höchstens Verse angeführt, soll aber nichts in Versen abgehandelt werden, wenn auch der betroffene Gegenstand noch so poetischer Natur wäre. Schon um mögliche Mißverständnisse zu verhüten, die durch die poetische Sprache nur allzuleicht herbeigeführt werden, da sie sich oft mit Hyperbeln befaßt; aus einer Maus einen Elephanten, und aus einem Maulwurfshügel gern ein Vorgebirge der guten Hoffnung macht, darf dies hier nicht geschehen.

Wie aber demnach sich helfen?

Nun, für den Verständigen bedarf's ja meist nur einer Andeutung, um ihn einer Sache volles Verständniß beizubringen: ein Fingerzeig seinem Scharfsinn anvertraut, ist ihm willkommener, als eine weitläufige Auseinandersetzung voll von Mißtrauen in seine Capacität wie eigene Schöpfer- und Fortbildungskraft. Dem absolut Unvernünftigen predigen, ist aber offenbarer Zeitverlust, der hier gänzlich gemieden werden soll. Demnach, da es zumal hier der keuschen Wissenschaft allein, der reinen Natur gilt; so bedarf's ja nur flüchtig hingeworfener Lineamente, um zum Zwecke, zum Verständniß zu gelangen. Man kann sich ja auch so Manches klar und deutlich machen, ohne sich deshalb im Bereich der Charaden und Räthsel bewegen zu müssen.

Verweilen wir also mindestens einige Augenblicke bei einem ausschließlich dem Weibe angehörigen Zauber und fügen seinen Reizen auch noch den des Mysteriums hinzu.

Er ist einer von denen, die nicht sogleich bei der Geburt des weiblichen Kindes ausgebildet zur Welt kommen. Eine Reihe von Jahren, verschiedene Stadien des Lebens gehören dazu, eh' er zu zu seiner Reife gelangt, und nur erst bei der Annäherung dieses Ereignisses thut sich seine Existenz und sein Wirken auf auffallende Weise kund. . . . Es wird der angehenden Jungfrau dabei so wohl und so wehe; ihre Stimmung ist so elegisch —

Lachen und Weinen wechseln in ihr mit Blitzesschnelle. Die Lust, die sie selbst empfindet, theilt sie durch ihre bloße Erscheinung auch jungen und überhaupt empfindsamen Männern mit. Sie fühlt, sie wird um einen ihrer schönsten Reize reicher, wie der Rosenstock im Lenze durch sein Knospenschwellen. Welch ein beseligendes Bewußtsein wird in ihr wach! — Wie so anders gestaltet sich mit einemmale ihren Blicken die Welt! Im Herzen werden nie geahnete Empfindungen rege, die sich zunächst in einem unbestimmten Sehnen und Verlangen kund geben. Der Raum der die Lungen einschließt, wird zu eng und nach Außen strebt Etwas, hebt sich's und — wogt es — — O entzückendes Gefühl! — — O bezaubernder Anblick! — — Nur schüchtern schaut des Mädchens Auge dabei empor und senkt sich verschämt wieder, wenn es auf ein männliches Auge trifft, während die Wangen erröthen, auf den dünnen Flor, der die Stelle deckt, die von Rosen und Veilchen, Orangerie und Myrthe, Vergißmeinnicht und andern Sinnblumen umblüht, von kühlenden Zephirn umflattert, von spielenden und neckenden Amoretten belauscht und umgaukelt wird. Ja, da wehen Frühlingslüfte, da schwimmt des Sommers Duft mit berauschender Würze. . . .

Stellt sich aber der Früchte bringende Herbst daselbst ein — dann fließen — wie's in der Schrift heißt, — süß Milch und Honig dem zarten, dem theuern Unterpfande erprobter Liebe — — —

Zahllos sind die Historien und Begebenheiten, die sich an unsern unausgesprochen bleibenden Zauber knüpfen, oft ernster und rührender, ja selbst pathetischer Art, oft nur spaßhafter und lächerlicher Natur. Die großen Bücher der Geschichte der Menschheit geben nähere Auskunft.

Doch nun zu etwas Anderem!

VIII.

Das Haupt.



Wie jedem animalischen Wesen, hat die gütige Mutter Natur auch dem Weibe seinen Kopf aufgesetzt: Grund genug, zu vermuthen, daß sich Frauen dieser Mühe gänzlich überhoben fühlen sollten. Doch belehrt uns die tägliche Erfahrung eines Andern: sie setzen ihre

Köpfe und Köpfchen auch noch auf — — Doch erst bei einer andern Gelegenheit darüber Ausführlicheres.

Der Kopf des Weibes, in der Regel kleiner als der des Mannes, ist doch verhältnißmäßig an specifischem Gewichte häufig schwerer, als dieser. Man schreibt dies der größeren Härte des Schedels zu. — Welche seltsame Erscheinung: daß das weichmüthigere Geschlecht den härtern Kopf haben muß! — Doch scheint das bedeutende specifische Gewicht nicht besondern Einfluß auf des Kopfes geistige Bedeutung zu üben. So hoch seine Stellung ist, so zeigt er sich doch in der Regel der Herrschaft des Herzens untergeordnet. Das weibliche Regens hält seinen Hof in der Brust: nur das sich mit steter Verantwortung befassende oder Oppositions-Organ hat seinen Sitz im Haupte, und zwar zwischen Ober und Unterkiefer.

Als ein auffallendes Unterscheidungszeichen des weiblichen Kopfes von dem des Mannes, pflegt man den üppigeren Haarwuchs jenes auf dem Scheitel und dessen näherer Umgebung, so wie die Bartlosigkeit am Kinn u.s.w. anzuführen. Es ist dies zuzugeben. — Doch keine Regel ohne Ausnahme.

Die hauptsächlichste Verschiedenheit zwischen männlichem und weiblichen Kopfe ist aber in jenes intensiver Kraft und dieses extensiver Wirksamkeit zu finden.

Während des Mannes Kopf eine staunenswürdige Regsamkeit in seinem Innern entwickelt; seinem Hirn die größten Zumuthungen macht, und unausgesetzt zu großen Zwecken sich abmühen läßt, so daß die Folgen der Anstrengung sogar in der Bläſſe, in den Falten oder Furchen des Gesichts, wie in bald theilweiser, bald gänzlicher Vernachlässigung seines äußern Erscheinens wahrzunehmen sind; während also in seinem Innern eine fast ihn selbst aufreibende Thätigkeit stattfindet, hat sich das Innere des weiblichen Hauptes einer bei Weitem größeren Ruhe zu erfreuen, ja, man will behaupten, es werde ihm oft ein Dolce fare niente, nach der glücklichen Italiener Weise, gestattet. Seine fast einzige Sorge ist, daß sich nicht, wie beim Manne, auf seiner Wange eine entstellende Blässe ablagere, oder sich häßliche Falten und Furchen auf der Stirn und neben den Mundwinkeln niederlassen, die Haarfülle auf dem Scheitel sich nicht mindere oder ergraue, überhaupt aber eine möglichst anmuthige und gefällige äußere Erscheinung erhalten werde.

Gewiß sind dies characteristisch unterscheidende Merkmale. Aber nicht minder auffallende Erscheinungen begegnen uns beim Anblicke einzelner Stellen, Theile oder Organe des weiblichen Kopfes.

Das führt uns im Capitel

IX.

zu Galls Schedellehre.

Es hat einen Mann gegeben, der dem Studium des Schedels vorzugsweise einen schönen Theil seines Lebens widmete, der Dinge daran entdeckt hat, die außer ihm und nach ihm nur etwa noch gläubige Gemüther, wie Leute vom Fach wahrnahmen, anderer Profaner Blicke aber nicht so leicht zu erkennen vermochten, so abentheuerlich seltsamer Art waren sie.

Ja, nicht eine Tugend, nicht ein Laster, nicht eine Leidenschaft und Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes existirt nach dieses Mannes Behauptung, die sich nicht in einer Erhöhung oder Vertiefung des Schedels kund gäbe. . . . Welche sonderbare Einrichtung! — —

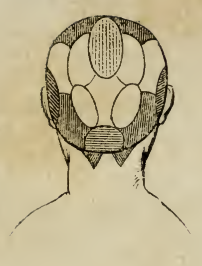
Wie sieht es mit aller Ironie und Pikanterie des Lebens aus, wenn sich dies wirklich bestätigt; wenn man mit einem Blicke oder Griffe an irgend Jemandes Kopf sogleich unterrichtet ist: das ist ein Lügner, ein Dieb — das eine Verliebte, eine Kindesmörderin? . . . Wo ist noch auf Discretion und Verschwiegenheit zu rechnen, wenn man am eignen Kopfe stets seinen Verräther mit sich herumträgt? Wo kann noch Christenpflicht und andre Tugend im Geheim geübt werden, wie das oft Vor-

schrift und des Herzens Drang gebieten, wenn Buckel oder Gruben am Kopfe dies vorlaut ausschreien.

Und dann, da Irren menschlich ist, welch himmelschreiendes Unrecht kann begangen werden, wenn man von diesen vorlauten Angebern des Schedels dennoch mitunter betrogen und belogen würde! Wie sieht es mit der Rechtspflege aus? . — Wie soll sich der Richter besonders bei Criminalfällen aus einem Dilemma, durch solche Schedelzeugnisse herbeigeführt, klüglich herausziehen?

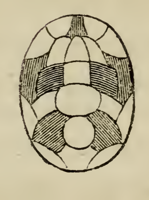
Springt aus solchem Falle nicht klar und deutlich die Gefährlichkeit der Wissenschaften wieder einmal in die Augen? . . . . . Hätte Herr Dr. Gall seine Weisheit lieber für sich behalten, wie viel Unruhe, Angst, Sorge und Schrecknisse wären dem Menschengeschlechte erspart worden! — Doch es hat ihm anders gefallen; er dachte der Welt mit seinen Entdeckungen zu nützen . . . . . Und so hat er denn den Menschenschedel, wie ein Damenbrett, mit Feldern bezeichnet und in jedes dieser Felder eine Eigenschaft der Seele eingepfercht, woraus seine berühmtgewordene Gehirn-Organen-Lehre entstanden ist.

Mindestens meinen — wißbegierigen Leserinnen darf ich einen ungefähren Ueberblick derselben nicht vorenthalten. Hier ist er in Zeichnungen veranschaulicht, die in besonderem Bezuge zum schönen Geschlechte stehen sollen. Der weibliche Schedel repräsentirt in diesen seinen 33 Feldern:









1. Liebestrieb od. Verliebtheit.
2. Geschlechtstrieb.
3. Reservation.
4. Anhänglichkeit.
5. Raufsucht.
6. Würgsinn.
7. Baulust.
8. Diebesorgan.
9. Verschlossenheit.
10. Eigenliebe.
11. Eitelkeit.
12. Bedächtigkeit.
13. Wohlwollen.
14. Verehrung.
15. Hoffnung.
16. Romantik.
17. Gewissenhaftigkeit.
18. Festigkeit.
19. Inductionsvermögen.
20. Schönheitssinn.
21. Größensinn.
22. Tiefsinn.
23. Farbensinn.
24. Ortssinn.
25. Ordnungssinn.
26. Zeitsinn.
27. Zahlensinn.
28. Tonsinn.
29. Sprachsinn.
30. Scharfsinn.
31. Ergründungs-, Erforschungs-Vermögen.
32. Witz.
33. Nachahmungs-Vermögen.

Also hierin ist das Weib gewiß eben so gut und wohl noch besser bedacht worden als der Mann, dem manche dieser Nummern in seinem Hirne fehlen möchten. Aus Laune, wo nicht aus Scrupeln der Moral hat der Zeichner die darauf befindlichen Felder in schwarze und weiße eingetheilt. Möge Niemand daran Aergerniß nehmen! . . . Etwaige Beziehungen können, meiner Ansicht nach, dadurch nur absichtslos herbeigeführt worden sein. . . . Glücklicherweise muß es Jedermann freigestellt bleiben, über die ganze Erscheinung zu denken, was ihm beliebt. — —

Werfen wir nun einen Blick im Capitel

X.

auf die Sinneswerkzeuge im Kopfe.

Da erblicken wir in dem hervorstechendsten derselben, der Nase,



deren Geruchsfähigkeit, als allzubekannt, wir hier völlig unberührt lassen wollen — wenn sonst Gelehrte und erfahrene alte Weiber Wahrheit reden — einen gar nicht zu verachtenden Dollmetscher von verschiedenen Beschaffenheiten und Zuständen des Geistes.

Die große Nase nämlich, behauptet man, soll auf Klugheit, wie auf einen hohen Grad von Perceptibilität deuten; die kleine Nase dagegen auf liebenswürdige Leichtfertigkeit und den Schalk im Nacken. ... Die gerade Nase verräth einen schlichten offenen Sinn; die gebogene Vogelnase etwas Schlauheit und Reservation. .... Der muntere Naseweiß trägt in der Regel ein kleines aufgestülptes Näschen; ist aber mit der stolzgetragenen Nase nicht zu verwechseln ... Spitz wird die Nase bei jedem Weibe im Zustande der Betroffenheit oder Betretenheit. .... Das Näschen zu rümpfen lernen die meisten Frauen schon in der zarten Kindheit, und es kommt wohl vor, daß es manchem feinen Näschen gar nicht übel steht. .... Von dicken und rothen Nasen darf beim weiblichen Geschlechte nicht die Rede sein. ... Der unbedeutenden, häßlichen und nicht bestimmt ausgeprägten Nasen, deren Anzahl Legion ist, werde nur beiläufig gedacht. . . . Die gedrehten Nasen aber sind — Naturspiele — oder Kunstproducte.

XI.

Die Augen, —

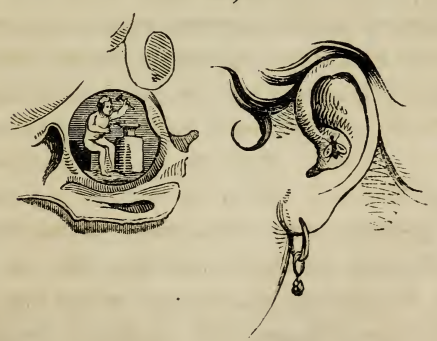


die blauen wie die grauen, die braunen und schwarzen, die grünen und die rothen — zu beiden Seiten der Nase placirt — dieses edle Organ, diese wunderthätigen Freuden und Leidensgefährten alles Lebendiggeschaffenen, diese Lichtleiter und Feuerheerde des menschlichen Geistes — sie vollbringen auf noch vollkommenere Weise, was so eben dem Geruchswerkzeuge nachgerühmt wurde; sie sind die eigentlichen Spiegel der Seele. Und mögen sie matt sein, oder brennen, mögen sie stieren oder schielen; das ändert nichts an ihrer eigenthümlichen Natur. Hohe Lust, wie tiefer Kummer erhalten in ihnen ihr reinstes Gepräge; strahlend blinkt die Freude aus ihrem dunkeln Grunde; zitternd glänzt vor ihren weißen Kreisen die Thräne der Rührung wie des Schmerzes. Was ließe sich nicht hier alles vom schmachtenden Auge erzählen! was von den Momenten, wo Auge das Auge trifft! Zarte, wie entfesselte, wilde Leidenschaften — Nachsicht, sanfte Frauen mit diesem

harten Worte! — der bewegten Brust entstiegen, lächeln sanft, oder schießen gleich Blitzen aus ihren tiefsten Tiefen hervor. Wohlwollen und Liebe, Haß, Zorn und Rache erhalten gleich ausdrucksvoll in ihnen Sprache und Gestalt, Ernst und Würde, Unschuld und Tugend malen sich in ihnen mit gleich unverkennbaren Zügen. Und vor Allem die Wahrheit und die Treue, die hehren Himmelstöchter, wie prachtvoll thronen sie, in ihrem reinen Glanze — so gern in des Weibes Auge! — Doch die Verhältnisse bestimmen so Vieles in der Welt. Dem Wollen und Können sind oft weit von einander entfernte Ziele gesteckt. Absicht und Vollbringen sind meist ganz verschiedene Dinge. — Später von des Auges Wirken ein Weiteres.

XII.

Die Ohren



mit ihren seltsam geformten Vorbauen zu beiden Seiten des

Kopfes, führen durch labyrinthische Gänge zu — wahrhaften Mysterien. Mindestens geht es in ihnen etwas maurerisch zu, was schon ihre dem Lichte verschlossenen Gemächer, deren symbolische Geräthschaften und Werkzeuge — von denen sich in obiger Zeichnung rechts der Hammer Malleus — der Ambos — Incus — der Steigbügel — Stabes — dem Auge des Beschauers zeigen — wie so manche räthselhafte Vorgänge in ihrem Innern zur Genüge beweisen.

Doch sei es fern von mir, durch ausführlichere Andeutungen oder Auseinandersetzungen dieser Art meinen Leserinnen — es wird deren doch wohl geben.? — ein unheimliches Gefühl, oder ein Grauen vor sich selber erwecken zu wollen. Seien Sie vielmehr überzeugt: etwas Gespenstisches ist dabei nicht im Spiele, obwohl mitunter ein seltsames Dröhnen und Sausen und Klingen, Pochen und Hämmern im Ohre vernehmbar wird, sogar deutlich gesprochene Worte von unerkannten Rednern verlauten. Doch mag das vielleicht nur ein Spuck der Stimme des Gewissens sein, die sich darin gefällt, mitunter als Poltergeist aufzutreten. Auch von kleinen Liebeskobolden, will man behaupten, daß sie im Labyrinth des Ohres zu Zeiten ihr Wesen trieben: denn welche Räume wären am Ende vor diesen zudringlichen Unholden sicher und zu bewahren: da ihnen jede Metamorphose möglich und dienlich, vom Stier herab bis zur Mück und Fliege? Von eigentlichen Gespenstern kann aber nicht die Rede sein.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Ohre und den meisten andern Sinneswerkzeuegn thut sich darin kund, daß diese alle, mehr oder weniger etwas plauderhafter Natur sind, das Ohr dagegen verschwiegen ist, wie das Grab, mit der einzigen Ausnahme, welche das in prophetischem Feuer glühende Ohrläppchen manchmal davon macht. Außerdem wird das Ohr nie eine ihm zugekommene Mittheilung selbst nach außenhin wieder verwenden. Wohl aber macht sich ein anderes Sinneswerkzeug, welches den Frauen oft in ausgezeichneter Qualität zu Theil zu werden pflegt, seine Erfahrungen zu Nutze, und schaltet, wenn es ihrer einmal habhaft geworden ist — wie mit seinem Eigenthume, nach Lust und Belieben. Das rührt von der Geduld und großen Gutmüthigkeit des Ohres her, das alles über sich ergehen läßt, oft mit Indifferenz, ja mit Indolenz, was da anpocht, ohne Auswahl bei sich einläßt, sollten ihm auch daraus Leiden empfindlicher Art hervorgehen. Ja es scheint sich sogar des weiblichen Ohres ausschließliche Passion darin auszusprechen, daß es von Allem Notiz nimmt, was sich irgend seinem Bereiche naht, wobei es sich vorzüglich empfänglich — aus Wissensdrang — für Neuigkeiten und Schmeicheleien zeigt.

Eine der bemerkenswerthesten Fähigkeiten des weiblichen Ohres besteht aber darin, daß, was das eine in sich aufgenommen hat, durch die Gänge des andern, nach einem uralten gegenseitigen Uebereinkommen, mit fast unglaublicher Schnelligkeit, wieder hinausgelassen werden kann,

wenn es sich nicht als etwas Gefälliges und Angenehmes bewähren sollte. Auch hat man einzelne Beispiele, daß sich für gewisse Zudringlichkeiten schon beide Ohren gänzlich verschlossen haben — —



Doch gehört dieser Fall zu den Seltenheiten.

XIII.

Geschmack= und Sprach=Organ.



Während Geruch, Gesicht und Gehör mit einem jeglichen dieser Sinne entsprechenden doppelten Werkzeugen und Behaußungen bedacht worden sind, ist, wie für das Schwerdt nur eine Scheide existirt, einzig für die Zunge auch nur eine Wohnung ausersehen worden.

Warum das wohl? — Gewiß fodert dieser Umstand zum Nachdenken auf.

Warum, da andere Sinneswerkzeuge doppelt vorhanden sind, steht wenigstens scheinbar die Zunge vereinzelt da? —

Sollte bei ihrer Erschaffung die Natur etwas stiefmütterlich gesinnt gewesen sein? — Die gütige Natur stiefmütterlich? — Das läßt sich nicht wohl annehmen. Und doch — hat sie nicht der Zunge, während die andern Sinne nur einerlei Dienst verrichten, sogar zweierlei Functionen aufgebürdet? — Hat sie nicht — und wie viel tausenderlei Gegenstände und zwar nicht nur süße, sondern auch saure und bittre — *zu schmecken*? — und tausend und aber tausend Gegenstände, die gleichfalls nicht immer die angenehmsten sind; *zu reden und auszuplaudern*? —

Ist die arme Zunge als Geschmacks-Organ nicht tagtäglich den unglaublichsten Quälereien, ja wahrhaft grausamen Martern ausgesetzt? . . . Ausgerüstet mit der größten Empfänglichkeit für die feinsten Genüsse, sind ihr allein des Tantalus Leiden im Tartarus zur Uebung ihrer Kräfte auferlegt. . . . In Kräuter-, Schwefel-, Salz-, Dampf-, Tropf-, Sturz-, Guß-, Schwitz- und andern Bädern hat sie sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht herumzutummeln. Hat sich der Magen überladen, sticht's in der Brust, brennt's im Kopfe oder irgendwo sonst: muß die arme Zunge sich herbeilassen und oft die widerwärtigsten Arzneien über ihre äußerst reizbaren Nervenwärzchen gehen lassen. Bei dem leisesten Uebelbefinden wie bei den schwersten Krankheiten des Körpers wird sie zur Mitleidenschaft gezogen. Jede Speise, sogar die Wassersuppe hat sie zu kosten, und immer auf die Gefahr hin, sich dabei zu verbrennen; jedes Gericht, eh' es auf die Tafel kommt, hat sie zu prü-

fen, ob es nicht versalzen, oder verbrannt sei, und alle damit verbundenen Unannehmlichkeiten allein auf sich zu nehmen. Tamino und Pamina hatten den Trost für sich, daß sie gemeinschaftlich die Feuer und Wasserprobe auszustehen hatten, und dann zu ewigen Freuden eingehen konnten. Die arme Zunge dagegen hat dieselben Leiden, wie sie, allein und ohne Unterlaß zu ertragen, da sie, ohne jemals auf Erlösung rechnen zu dürfen, in lebenslänglicher Gefangenschaft im Gaumen — unter den Bleidächern Venedigs konnte es nicht feuchter und finsterer sein — gefesselt gehalten wird.

Und nun als Sprachorgan, wie viel Gift und Galle hat die Gequälte da in entgegengesetzter Richtung über sich weggehen zu lassen. Alle Ungebürnisse des Hypochondriums, alle Schmäh- Schimpf- und Scheltreden einer aufgeblasenen oder schwindsüchtigen Lunge; alle Klagen und Schmerzensschreie einer stechenden Milz, einer gedrückten Leber, eines betrübten, verliebten oder sonst kranken Herzens, alles Stöhnen, Seufzen, Röcheln, Aechzen und was sonst Brust oder Unterleib beengt und zwängt, alles nimmt — exceptis excipiendis — seinen Ausgang über den wohlgebahnten Pfad der glatten Zunge. Das stolze Haupt selbst verschmäht es nicht, sie zu benutzen, wenn es einen seiner Gegner mit Spott und Hohn bedecken will. Dem finstern Worte, der strengen Vermahnung, der Strafrede, dem Fluche und der Verdammniß muß sie dienstbar sein. Ja die Lüge und die Verläumdung, der Verrath und der falsche Eid stehlen sich behend über ihre sicheren Geleise,

und — was fast das Schlimmste — sogar der schlechte Witz gebraucht sie als Tramboline bei seinen Sprüngen in die Welt. — Und die Welt, die nur nach dem Scheine wägt, nur auf die Wirkungen, selten auf die Ursachen blickt — wen trifft ihr ungünstiges Urtheil? wer muß ihre böse Nachrede tragen? — Die Zunge, die unglückliche Zunge allein.

Und solche Bestimmung, solch ein Loos, soll von Güte des Schicksals zeugen? von zärtlicher Mutterliebe der Natur?

Ja, gewiß und wahrhaftig! So gewiß die Zunge vom Munde verschlossen gehalten wird, und so gewiß sie durch seine Oeffnung die schöne Lebensluft schmeckt und tausend andre Genüsse zugeführt erhält, so gewiß ist ihr, bei ihrer Erschaffung, die Natur die gütigste Mutter gewesen.

Oder soll es, kann das gegen die Natur zeugen, daß sie das nur einzig schuf, wovon sie voraussah, das sie es zu ihrem Liebling erkiesen würde?

Kann das gegen sie zeugen, daß, was sie im Grunde mit doppelter Wurzel zu zwiefacher Entwickelung versah, im Stamme und bis zur Spitze sich vereinigen ließ, um dadurch doppelte Kraft, doppelte Werkthätigkeit und doppelte Genußfähigkeit zu erzielen?

Kann das gegen sie zeugen, daß sie diesem an sich kleinen, und zu seinem Halte nur mit wenigen Knochen versehenen, dabei sehr bieg- und schmiegsamen Organe eine Energie und Zähigkeit verlieh, die es zu den größten An-

strengungen, wie zur unermüdlichsten Ausdauer darin tüchtig machen?

Kann das gegen sie zeugen, daß sie diesem, zum großen Theil nur aus schwachen Muskelfasern bestehenden Organe zwei so hochwichtige Commissionen für Leib und Seele zugleich übertrug, wie Geschmack und Rede sind?

Nein, nie vertraut man dem Wichtiges an, den man nicht tüchtig weiß: aber stets verräth man Vorliebe für den, den man zur Tüchtigkeit führt, und zu außerordentlichen Fähigkeiten verhilft.

Also, wie es anderwärts heißt: „wen der Herr lieb hat, den züchtigt er: — gewiß nur auf ähnliche Weise verfuhr auch die Natur bei Erschaffung der Zunge und der Vorherbestimmung ihrer Leiden und Freuden.

Sperrte sie dieselbe auch, wie es allerdings den Anschein hat, in eine Art von Gefängniß ein: so spricht sich darin, wenn man alle Umstände genauer in's Auge faßt, doch zugleich eine große Zärtlichkeit und mütterliche Sorgfalt aus. Sie, einzig in ihrer Art, sollte auch wohl verwahrt und behütet sein vor jeglicher Fährlichkeit und Tücke des Geschicks. Darum ihre ringsum geschlossene und wohl gewölbte Wohnung, die übrigens des Freundlichen und Annehmlichen gar nicht wenig besitzt. Genau genommen, gehört dazu der ganze Kopf. Der obere Theil und der hintere, wie die Wetter-Seiten, sind mit schlichtem seidenen oder lockigen, bald hellerem, bald dunkleren Haare bedeckt. Die Hannöverschen und Braunschweiger Architecten pflegen bei ihren Bauen etwas Aehnliches nachzuahmen. Die Giebel-

seiten schmückt der beiden Ohren Stuccatur. Das Gesicht bildet die Hauptfaçade mit hohem Frontispice, Erker und prachtvollen Fenstern versehen. Glänzend prangt, mindestens in der nördlichen Erdhälfte, diese in Alabasterweiße. Kinn und Wangen sind sanft geröthet. Letztere zieren oft zwei Schelmengrübchen, Nieschen oder Schlupfwinkel für Amors lose Brut. Im weiten Sinnenreiche ist aber Lieblicheres nicht zu finden, an Form und Farbe und Weichheit zugleich, als die beiden Pforten sind, die den Eingang dieser Wohnung verschließen. Und wäre es auch ein Zwang, der durch sie auferlegt würde, wäre dieser doch nur als ein höchst willkommener und neidenswerther zu bezeichnen, gedenkt man — nur des schönsten Geschäftes der Lippen,



die, mögen sie dabei sich schließen oder öffnen, stets der

heiligen Liebe Schwur vergeben und versiegeln. Wo aber schon die Pforten so Herrliches verkünden: was ist da nicht vom Innern eines solchen Palastes zu erwarten! Ich erwähne hier nur die schützenden Marmorwände und die, zu den verschiedensten Zwecken in ihrer eigenthümlichen Ordnung aufgestellten, Prunksäulen der Zähne, wie die musikreiche Kehle.

Wer ein solches Gefängniß angewiesen erhält, dürfte wohl nicht zu beklagen sein.

Der Zunge Zustand, als einer Gefangenen kann übrigens kein andrer sein, als etwa der einer geliebten Schooß- und Hauskatze, einer Turteltaube oder eines plaudernden Papageis, die auf das sorgfältigste gehegt und gepflegt, gestreichelt und — gefüttert werden, und sich daher nimmer aus den ihnen angewiesenen Bereichen entfernen mögen, weil es ihnen daselbst wohlergeht. Ja, und ist denn, genau besehen, die Zunge in einem andern Falle?

Wem werden die delicatesten Bissen aus allen Theilen der Welt, aus allen Reichen der Natur zunächst geboten?

Für wen sind tausend und aber tausend Köche und Köchinnen, Bäcker, Schweizer, Italiener und Conditoreien Jahr aus, Jahr ein vorzüglich bemüht, die raffinirtesten Leckereien zu produciren, wie die ausgewähltesten See- und Landerzeugnisse zu Markte zu bringen?

Der eldesten Früchte und besonders der goldenen Traube Saft, zu wessen Gelüsten hauptsächlich wird er gesammelt, gepreßt und gekeltert?

4*

Von jeglichem Genusse, woher er auch stamme und welchen Namen er führe, wer kostet vor Allen das Lieblichste, Süsseste und Geistreichste davon hinweg?

„Wer erwählt sich beim Festmahl der Liebe sogar,
„Was Göttern einst Nectar, Ambrosia war?

Wer endlich — von Allem, was zwischen Himmel und Erde sich regt und lebt — wird mehr gestreichelt und gehätschelt? wem wird mehr geschmeichelt und der Hof gemacht?

Die liebe Zunge und sie allein ist die Bevorzugte, die Auserwählte, der all dies Glück beschieden ist.

Und möchte man dagegen auch bemerken, daß alle ihre Genüsse zu flüchtig, zu vorübergehend seien, daß das ungestüme Fodern und Mahnen des Magens, dem sie doch eigentlich nur dienstbar sei, sie derselben nicht froh werden lasse: so bedenke man, daß sie dafür ein steter Wechsel derselben hinreichend entschädigt, und eines einzelnen Genusses allzulange Dauer ihr nur zum Nachtheil gereichen könnte: denn für dauernde Seligkeit ist Irdisches einmal nicht geschaffen.

Also auch in dieser weisen Einrichtung sprechen sich nur zarte Sorgfalt und Liebe aus.

Möge nun immer desgleichen eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihrer Behausung und der Scheide des Schwerdtes stattfinden: Das kann ihr keinen Eintrag thun: gleicht sie doch dem Schwerdte selbst in vielen Stücken auch, die nicht zu verachten sind.

Gleich diesem ist sie, wo es gilt, spitzig und scharf, sprüht Funken im Zusammentreffen mit ihres Gleichen und theilt — Schläge aus; verwundet und erlegt selbst ihre Feinde, wie sie den Freund und Hülfsbedürftigen schützet, und streitet für Wahrheit, Liebe und Recht.

Gleich bewandert, wie in den Künsten des Krieges, ist sie es aber auch in denen des Friedens. Und Clio, Melpomene wie Thalia, und Urania, Polyhymnia wie Calliope verdanken zum größten Theil ihren Ruhm nur ihr. Was sie der Erato nebst ihrem kleinen beflügelten Begleiter von jeher für Dienste geleistet hat, das weiß die Welt. Was die Welt aber noch nicht weiß, das erfährt sie gewiß später oder früher durch das Organ der — weiblichen Zunge — und wär's in einer Caffeegesellschaft.

Wer nach allen diesen es vermag, der schelte sie aber noch ein — — Stiefkind der Natur!

XIV.

Sinn des Gefühls.

Ueber den Sinn des Gefühls, da hier darüber allein ein ganzes Buch nicht geschrieben werden darf, können wir ganz kurz sein.

Als Organe die ihm hauptsächlich dienstbar sind, hat man zur Zeit nur die Haare, die Nägel und die Haut erkannt. So haben es nämlich die Gelehrten untereinander ausgemacht. Entweder die Herren müssen aber selbst nicht viel Gefühl haben, oder sie müssen im Betreff des-

selben ganz mit Blindheit geschlagen sein: denn die tägliche Erfahrung lehrt uns ja: daß das Weib eigentlich durch und durch Gefühl sei . . . Da dasselbe aber nicht durch und durch Haar, Nagel und Haut ist: so geht auch schon daraus zur Genüge hervor, daß nicht in Haar, Nagel und Haut allein der Sitz des Gefühls sein könne.

Insofern wir hier also nur im Dunkeln tappen müßten, wollen wir uns lieber einer solchen Nachtpromenade gänzlich enthalten und uns in Regionen wenden, wo die Sonne Licht und Wärme spendet und uns gewiß das Gefühl sich in seinen einzelnen Erscheinungen kund geben und genauer beobachten lassen wird.

Doch besser — nichts versprechen, nichts verkünden, wo man — seiner Erfolge nicht ganz gewiß ist; wo Umstände und Verhältnisse unvorhergesehen ihre bald affirmirenden bald negirenden Einflüsse noch geltend machen können; wo die Ansichten über Licht und Dunkel, Tag und Nacht noch differiren und was dergleichen in die Wage fallender Gewichte mehr sind.

Die hier zu lösende Aufgabe erfodert z. B. jetzt im Capitel

XV.

Inneres des Weibes — Intestina —

in Augenschein zu nehmen. Den Eingeweihten wie Dilettanten werden jedenfalls dabei Lichtstrahlen in die Seele

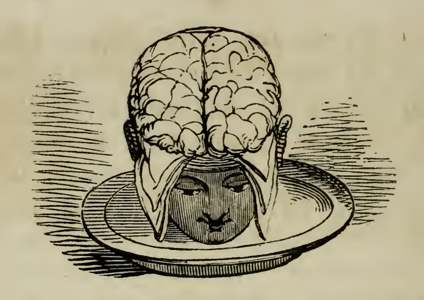
fallen. — Ob aber auch anderwärts damit Dank zu erwerben? — Es werden Operationen nöthig, denen manches Auge vielleicht nur mit Zagen und Grauen folgen dürfte. — Dennoch — nachdem wir in unsern Forschungen und Wissen einmal so weit vorgedrungen, als wir es sind: wer wollte auf halbem Wege stehen bleiben oder umkehren?

Das Innere des weiblichen Körpers im Kopfe, in der Brust und unterhalb dieser enthält ein Emporium von Apparaten und Präparaten, die auf staunenswürdige natürliche Magie schließen lassen, ja auf Zauber und Wunder ohne Zahl. — Also Muth!

Das anatomische Messer hat schon seine regelgerechten drei Kreuzschnitte gemacht — und bereits erblicken wir — denn auch auf Ueberraschung ist's hier mit abgesehen — auf Porzelan servirt —

„Nun? Was vermuthet meine schöne Leserin?"

„Nichts Geringeres und nichts Anderes, trotz dem profanirenden Porzelangefäße, als — den erhabensten und edelsten Theil des ganzen Menschen: das sonst im engen Schedelraume eingeschlossene, hier aber, zu bequemerer Besichtigung, à la boule de pâte aufgetragene, sogenannte große Gehirn."



So unansehnlich dieß mit so vielen unerklärlichen Windungen, Vertiefungen und Einschnitten versehene Gebild ist; so einflußreich und bedeutend sind die Wirkungen, die sich aus seiner unsichtbaren Thätigkeit entwickeln. Hier ist die Werkstatt, in welcher Gespinnste gefertigt, das Laboratorium, in welchem Gedanken destillirt und filtrirt werden, die die Welt übermeistern. Hier hausen die romantischsten und abentheuerlichsten Ideen; hier kommen Entschlüsse und Entwürfe zur Reife, werden Pläne geschmiedet und Intriguen ersonnen, über welche nicht nur einzelne Hausstände schon in Flammen aufgegangen, ja, sogar Weltbrände entstanden sind. Je winziger die Gehirnmasse, um so zäher ist sie häufig; je enger die Wände, in welchen sie eingeschlossen, um so obstinater pflegt die Entwickelung ihrer Thätigkeit zu sein. In vielen Fällen könnte man ihre Kraftäußerung mit der in der Pulvermine enthaltenen — venia sit verbo! — Ladung vergleichen — fiat applicatio!

XVI.

Am hintern Theil vom Kopf —
„Da hängt mit der Schleife der Zopf!“ — —

O über den Muthwillen der schaffenden Natur! — Daß sie solchen Ernst, solche Bedeutung in solche Maske steckt!

Diese Schleife mit dem Zopf ist nichts Anderes, als das sogenannte kleine Gehirn am Hintertheile des Kopfs, aus welchem sich in Form eines Schweifs das Rückenmark hinab in die Wirbelsäule senkt. Beiden sind die räthselhaftesten Functionen übertragen. Aber Niemand hat dieselben in ihrem ganzen Umfange noch klar und deutlich erkannt. — —

In und mit dem Menschen trägt sich mitunter zu, woran sein Wille einen Antheil nicht hat. — „Ich kann nicht anders —“ „Ich weiß nicht, wie's zugeht —“ Ich kann mir nicht helfen —“ sind Reden, die man vorzüglich häufig über weibliche Zungen gehen hört. Jedenfalls sind dies Aeußerungen über Hergänge, die im kleinen Gehirne ihren Ursprung haben oder mit ihm in Beziehung stehen. — Wie bequem und natürlich, ja billig also ist es, nur ihm zur Last zu legen, woran unser moralischer Wille einen Antheil nicht hat? — Wie bedenklich aber auch die unumwundene Erklärung: Das kleine Gehirn sei unser natürlicher Sündenträger! — — — — —

Werfen wir jetzt ganz verstohlen im Capitel

XVII.

Blicke in die geöffnete Brusthöhle der Canova'schen Venus. *)

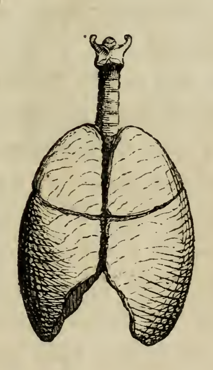


Einige, dem Verfasser dieser Zeilen, glücklicherweise noch vor dem Drucke, zugekommene Bedenken sind Veranlassung, daß, anstatt der Zeichnung eines förmlichen anatomischen Präparats, die vorstehende mit der „poetischen"

*) Befindet sich die Original-Statue im Palais Piti zu Florenz.

Licenz der theilweisen Bruſtöffnung, als die den Blicken mancher Beſchauer vermuthlich mehr zuſagende, hier Platz genommen hat. — Möge die nur ausgeſprochene Vermuthung ſich auch beſtätigen!

Vom Kopfe und ſeinem Kunſtwerthe iſt hier nicht der Ort zu ſprechen. Schauen wir aber in die „poetiſche Licenz": ſo begegnen wir, nach nur flüchtigen Verweilen auf der durchſchnittenen Luftröhre, den beiden Schild und Bruſtdrüßen — Bröschen — was uns hier zunächſt beſchäftigen ſoll — dem links mehr, als rechts ſichtbaren Flügel des gewaltigen Ventilators,



— die Lunge — durch deſſen unermüdliches Aus- und Einathmen der freien Himmelsluft die Flamme des Lebens unterhalten wird; der die Gluth des darunter ſiedenden, großen Blutgefäßes — des Herzens — bald ſchürt, bald dämpft, und mit dem Sturme der Leidenſchaft bald im Bunde, bald ihm entgegenwirkend — mächtig, das

ihn umfangende Gewölbe erschüttert, oder die erhitzten Wände desselben wohlthätig mit Kühlung fächelt.

Ein alter Medicaster, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, spricht sich darüber aber, obwohl etwas prosaisch, doch sonst nicht ganz übel also aus: „die Brust mit der Luftröhre präsentirt einen vollständigen Blasebalg. Denn die Luftröhre ist gleichsam der Schnabel, die Brust selbst das Gestelle des Blasebalges und das Diaphragma — die Haut, die Brust und Unterleib scheidet — das Leder, welches wenn es ein Loch bekommt, im Nu der Respiration ein Ende macht, gleichwie der Blasebalg nicht mehr bläst, wenn in sein Leder ein Loch geschnitten wird.

„Ferner" — fügt derselbe Gewährsmann hinzu: — „präsentirt auch die Brust mit allen ihren Theilen ein kleines Orgelwerk, obgleich nicht so vollkommen wie eine Orgel, doch so, daß man wenigstens 14 „Töne" und also zwei völlige Octaven haben kann. Bringen aber etliche ihre Stimmen zusammen, da bei einigen gröbere und niedrigere, bei anderen subtilere oder höhere „Töne" hervorkommen, so kommt wohl auch ein völliges Orgelwerk heraus, welches aber weder einen Organisten noch Balgentreter braucht, wie das aus der Sache sich selbst ergiebt."

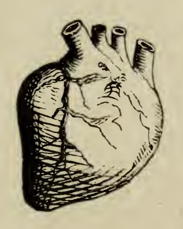
Unsres Ventilators Wirkungen sind, wie wir sehen, groß und mannigfaltig. Aber, Wehe! wenn er sich als dienstfertiger Knecht des bösen Willens brauchen läßt: dann wird, was von ihm ausgeht, zur vergifteten Luft, zum verpestenden Athem, die ringsum als Schmach und Schimpf,

als Trug, Lüge und Verläumdung und, wie diese häßlichen Geschwister sonst heißen, sich verbreiten. Sein Mißbrauch hat sich schon häufig mit — Schwind- oder Lungensucht gerächt.—

Doch jetzt zur Betrachtung des wohl Interessantesten, was die weibliche Brust verschließt!

XVIII.

Das Herz.



Das Kind schon ist von der ungefähren Form desselben, und wär' es nur durch die Spielkarte unterrichtet. Also bedarf's hier eigentlich seines Contrefei's nicht. Mein Medicaster aus dem vorigen Jahrhunderte spricht darüber aber wie folgt sich aus: „Seine — des Herzens — Structur und der daran hangenden Arterien bezieht sich auf den Mechanismum einer Wasserkunst, an welchem die Venae zu considериren sind wie die Röhren, so das Wasser herzuleiten; das Herz aber mit der Arteria magna und pulmonali ist die Fontaine, aus welcher das Geblüt herausspringt. Wenn man nun auf die Fontaine ein

Instrument, so aus lauter Röhrchen bestehet, setzet, so über sich und unter sich und auf allen Seiten sich vertheilen, so spritzet auch das Wasser oben und unten und seitwärts heraus: ein solches Instrument ist die Arteria magna aus welcher überwärts und unterwärts, wie auch seitwärts unterschiedene Tubuli und Röhrchen hervorgehen, welche verursachen, daß das aus dem Herzen quellende Geblüte sich überwärts, unterwärts und seitwärts durch den ganzen Leib vertheilet." Also ein Ubicunque, ein Factotum — Kleinod und — Talisman ist das Herz dem Weibe, und zwar nicht nur in materieller, nein, auch in vieler andern Hinsicht. Wovon das Weib irgend berührt worden, wo es in irgend eine Beziehung treten möge: immer wird zugleich und zunächst sein Herz davon betroffen, sein Herz zuerst darüber zu Rathe gezogen werden. Bald giebt's da zu dulden, bald zu handeln: zu Allem stets bereit, immer fertig muß es sein. Ein Weib ohne Herz wäre wie — der Himmel ohne Sonne. —

Bald hat es zu fühlen oder — zu empfinden; bald zu plaudern, bald zu schweigen; sogar hören muß es und sehen, ja alle Sinneswerkzeuge hat es zu vertreten und zu ersetzen. Sein ist jegliches Verdienst, was sich seine Besitzerin erwirbt: ihm wird alle Schuld angerechnet, die jene trifft. Freud' und Leid hat es getreulich zu theilen, ja Beide schafft es, wenn es verlangt wird. Jede gute, jede schöne, jede edle That wird in seinem geheimen Cabinette beschlossen, und Friede, Ruh und Glückseligkeit, wo sie hausen, wohnen sie in ihm.

Das gute Herz, Alles duldet's und erträgt es und läßt es geschehen und — erhält dafür bisweilen nur schlechten Lohn.

Sein gefährlichstes Spiel hat es mit den Leidenschaften zu wagen. In seiner Arglosigkeit, von diesen Verführerinnen auf ein Element verlockt, das ihm fremd und neu ist, vermag es, von Stürmen befallen, denselben nur schwer zu trotzen. Für Klippen ist es meistentheils blind, zu unerfahren, durch die Brandung wild aufgethürmter Wogen hindurch zu steuern, geht es nur allzuleicht in denselben zu Grunde: und oft wird ihm dabei keine andre Theilnahme, als Spott und Hohn.

Unter allen seinen Feinden ist der schlimmste ein kleiner blondgelockter Knabe, freundlichen Angesichts, mit rothen runden Wangen, blauen Augen und unschuldsvoller, treuherziger Miene. Im Nacken sitzt dem Buben jedoch der Schelm, und ein Köcher hängt ihm zur Seite mit vielen spitzigen Pfeilen, die unfehlbar treffen, wo sich ihr Schütze seines Ziels versichern will.

Scherzend und tändelud naht er sich dem Herzen, das bei seiner heitern Erscheinung nur Freude empfinden kann. Süß tönen seine Schmeichelworte: die Gaben die er spendet, verwirren die Sinne. Das unerfahrne Herz, nicht wissend, daß dem Buben in's Auge zu schauen, schon unheilbringend ist, empfängt ihn mit freudigem Beben und Wonneschauern, und schenkt ihm seine Gunst und Freundschaft. . . . .



Von dem Augenblicke an hat es aber von Glück zu sagen, wenn aus seinem Innern Ruh und Frieden nicht entweichen, mit denen es aufgewachsen und groß geworden ist: denn selten mögen diese sanftmüthigern Freunde mit jenem ungestümen, oft unartigen Burschen zusammen verweilen. Auch läßt sich mit ihm kein Vertrag abschließen; jede Bedingung, die er eingegangen, bricht er leichtfertig wieder. Das Versteck, das ihm Anfangs aus Gastfreundschaft gestattet wurde, wandelt er sich alsbald zur gemächlichen Wohnung um. Wird ihm dies nachgesehen, geht sein Streben wieder weiter: er will sich mit Pracht und Glanz umgeben; ein Palast soll seine Wohnung sein.

Das gutmüthige, schwache Herz, es willigt zuletzt in Alles; es übergiebt ihm alle seine Kammern, alle seine

Gemächer, welche redlichere Freunde räumen müssen. — — Und der Schelm, der Dieb, der verräthische Bube, nachdem er sich in den vollständigen Besitz des fremden Eigenthums gesetzt, darin genossen und geschwelgt hat, was thut dann er? — Nach einer toll durchschwärmten Nacht wirft er seine Fackel in die Sparren der Behaußung, worin ihm Freude und Glück zu Theil geworden, daß es in helle Flammen auflodert, und fliegt mit Hohngelächter von dannen.

Das Herz, das arme, betrogene Herz, ihm ist es am Morgen, als wär' es aus einem schweren Schlafe erwacht, der ihm durch betäubende giftige Kräuter, oder einen bösen Zauber bereitet gewesen, und als habe es darin einen langen, schönen, aber zuletzt fürchterlich endenden Traum geträumt. — Oft ist es auch nicht mehr, als Traum, und — wohl dann, wohl! — Doch, wenn es mehr war, wenn sich wirklich das Entsetzliche erfüllte: dann gleicht das Herz einer leergebrannten Stätte, deren ehemaligen Prachtbau nur noch regellose Ruinen bezeichnen, aus deren gebräunten Fensteröffnungen hohläugig die Verzweiflung stiert, grinzend der Wahnsinn lacht, ja die Raserei, sich das lange dunkle Haar zerraufend, laut ihren grimmen Schmerz ausschreit.

XIX.

Sicht in's Abdomen. — Sack. — Schlauch.

Nachdem hiermit die Prunkgemächer in der Belle-Etage des weiblichen Menschenprachtbaues, so wie die des ersten Stockwerks nebst ihren vornehm waltenden und mächtig gebietenden Insassen in Betracht gezogen und illustrirt sind: so wenden wir uns nun herab nach Räumen, geschieden von den oberen durch ein weitgespanntes Gewölbe — das schon früher erwähnte Diaphragma — in welchem Massen von mehr dienstbeflißner Art sich zu bewegen pflegen. Vor allen macht sich unter diesen ein fast über alles Maaß betriebsamer, unermüdlicher Arbeiter bemerkbar, der ursprünglich, aus Rücksicht auf seine wirklich großen und vielfachen Verdienste, hier auch mittelst Abbildung sein Denkmal erhalten sollte. Leider fehlte dem Aermsten aber, als in dem Rathe der schönen Künste ernstlich darüber debattirt und abgestimmt wurde, eine kräftige Fürsprache. Die Einrede: sein Bildniß als zu viel übereinstimmend mit Sack und Schlauch, werde eine zu wenig ästhetische Erscheinung bieten, brachte einen abfälligen Beschluß zu Stande: — der Wackere blieb demnach unillustrirt.

Das soll uns aber nicht abhalten, uns gleichwohl noch einige Zeit bei ihm zu verweilen und seine Meriten herauszustreichen, wie es billig ist.

Es steht unser Sackförmiger mit dem ersten Stock und der Belle-Etage durch eine Stiege, oder, wenn

man will — einen Schlauch — in directer und ununterbrochener Verbindung: — Eisenbahn wie Telegraph könnten dieselbe kaum expediter unterhalten. Daher rührt denn auch so manche zarte und sonst überraschende Rücksichtsnahme, die man unserm Sack besonders von Oben her angedeihen läßt; das fast unbegrenzte Vertrauen, mit welchem man ihn beehrt: denn oft das Liebste und Theuerste, was man unter Schloß und Riegel nicht sicher weiß: seinen geräumigen Lagerstätten spedirt man es ohne Bedenken, ja mit Freuden zu: man weiß es da wohl bewahrt. Was fassen seine Speicher nicht alles an Victualien — an Zwieback, Brezeln, Kuchen! — seine Keller an Fluthen von Kaffee, Thee, Wein und anderen Spirituosen! — Und verdirbt ihm mit der Zeit ja von diesen Schätzen Dies und Jenes: so weiß er rücksichtsvoll, ohne den Aufstieg dazu benutzen zu müssen, in der Regel auf andrem Wege mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit und oft bedeutenden Aufwande von Mühseligkeit, jedoch ohne dabei Aufsehen oder Anstoß zu erregen, über das Verdorbene zu disponiren.

Staunenswerther noch sind aber die Resultate, die unser Sack mit dem ihm anvertrauten Gute zu industriöser Verwendung und Zinsanlegung zu erzielen weiß. Als Mechaniker, wie Chemiker leistet er da besonders Unglaubliches. Dies Mahlen und Zermalmen, diese Mischungs- und Scheidungsprocesse, die er ausführt, um Knochen, Fleisch, Blut, Mark, Nerven und hunderterlei andre Dinge

oder Substanzen herzustellen: sie sind fast unbegreiflich. Ja, er bringt Wirkungen zum Vorschein, die bei seltener und minder regelmäßigerer Wiederkehr für Zauberei gehalten würden. Wohl und Wehe so einzelner Theile, wie des ganzen menschlichen, respective weiblichen Organismus werden durch ihn bedingt und entschieden, durch ihn und — um gerecht zu sein und Niemandes Verdienst zu kürzen — durch die nachbarlichen Anwohner des Magens: — denn er und nur er ist ja der mehrerwähnte und angezogene Sack. In und neben ihm ist die Stätte, von wo mit der Hagerkeit der Verdruß ausgehen; von wo Ausdruck und Farbe des Gesichts, sowie Schnellkraft der Glieder und das matte wie helle Feuer der Augen genommen werden. Von hier aus verbreitet sich über den Körper die sanfte wohlthuende Wärme, wie zu andrer Zeit die stechende fliegende Hitze; ein Frösteln durch alle Glieder wie der bittere Geschmack auf der Zunge. Hier der Ursprung oft seltsamer Appetite, welche, wenn sie gestillt werden, große Zufriedenheit gewähren, wie der Sitz von Krämpfen, oft durch Vapeurs und Obstructionen herbeigeführt; die Quelle der Migräne und verschiedener Arten von Zahnschmerz; — nicht zu gedenken der beliebten Nervenzufälle, die oft nur von einem sogenannten verdorbenen Magen herrühren; wie des Ohrensausens und Dunkelwerdens vor den Augen, und, was der leichtern und schwerern Uebel mehr sind, von denen das weibliche Geschlecht heimgesucht zu werden pflegt. Selbst dem friedlichen Schlafe, wenn er seine Fittiche über das ermüdete

Weib ausbreitet, werden hier bald leichtere, bald schwerere Gewichte an sein Gefieder gehangen, und mit demselben Träume erfreulicher wie qualvoller Art nach dem Hirn gesendet.

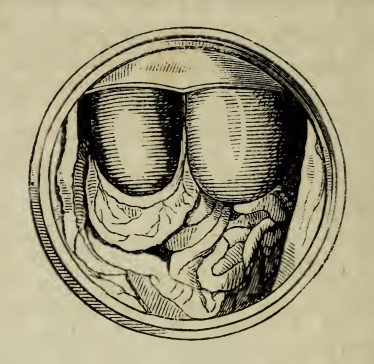
Aber die bei weitem frappanteste Erscheinung von allen, denen wir hier begegnen, ist die geheimnißvolle Sehkraft — in neuester Zeit vielfach beobachtet und — besprochen, womit, wenn nicht der weibliche Magen selbst, doch in dessen Umgegend befindliche Ganglien begabt sind. Wohin der kühnsten Geister entschleierter Blick zu dringen nicht vermag, das ermißt in Einfalt des Weibes Magenrayon mit Leichtigkeit*). Weder Zeit noch Ort legen seinem Scharfblicke ein Hinderniß in den Weg; das Jenseits selbst muß sich ihm aufthuen, und mit der Sehergabe vereinigt sich die der Weissagung, wodurch denn jedenfalls die Ehre einer Pythia, Cassandra, Sibylla und anderer Prophetinnen, bis auf die weniger berühmte Christiane Höhne herab, als gerettet und ihre Wahrhaftigkeit als ausgemacht erscheinen muß.

Wie sich das Außerordentliche aber alles unterhalb der Brust des weiblichen Körpers begiebt, das ist nicht — allzuleicht zu beschreiben, wohl aber der gute Rath nicht zu verachten: man sehe mit eigenen Augen zu und — — glaube! —

*) Man gedenke nur der Seherin von Prevorst.

XX.

Leber, Milz, Netz, Nieren, Galle, Labyrinth.



Mit den chemischen Künsten der desgleichen zu den Nachbarn des Magens gehörigen, in obigem Medaillon dargestellten Leber ist die jetzt lebende, theils an Mangel, theils an Ueberfluß des Bluts laborirende Menschengeneration ziemlich genau bekannt; diese Bekanntschaft aber auf sehr verschiedene Weise herbeigeführt worden.

Mädchen und Frauen sind zunächst durch ihre Küchenthätigkeit, wie durch das Studium der dahin einschlagenden literärischen Schätze dazu gelangt. — Das Heer der Hypochondristen, zu denen jedoch Frauen nicht gehören, da die nur in der Laune zu liegen pflegen, hat, sich mit ihrer Natur genauer bekannt machen zu müssen, geglaubt, um dadurch seinem Uebel besser auf die Spur zu kommen. — Der Gutschmecker, männlichen wie weiblichen Geschlechts, stellt beim jedesmaligen Genusse der Trüffelwurst und

Straßburger Pasteten seine mehr oder weniger tiefsinnigen Betrachtungen über dies leckere Reizmittel der Zungennerven an.

Die Liebhaber verschiedener Getränke sind unablässig mit der Beachtuug ihrer eigenen Leber beschäftigt, der sie bald zu schmeicheln, bald zu grollen Ursache finden, je nachdem sie sich ihren Gelüsten und Wünschen fügsam oder störrig zeigt. — — Alle Inhaber oder Inhaberinnen von Leberflecken aber, mögen dieselben ihnen zur Zier oder Unzier dienen, sind zur Aufmerksamkeit auf sie unwillkürlich durch diese Tätowirung hingelenkt worden. Leicht könnte also darüber hier Ausführliches zu sagen, von Ueberfluß sein.

Der Nieren, die in dem oben abgebildeten Körpertheile zwar nicht minder ihren Wirkungskreis haben, aber gleichwohl darin nicht mit zur Ansicht gebracht werden konnten, braucht desgleichen hier nur in der Kürze gedacht zu werden, da schon unsre Schuljugend beim Lesen der Bibel, an der Stelle, wo von der Prüfung derselben die Rede ist, gewiß auf das Ausführlichste über die Functionen derselben aufgeklärt wird, und außerdem, zu gewissen Jahreszeiten, zur Förderung weiterer Kenntniß, häufige Oculardemonstrationen, beim Genusse eines beliebten Deutschen Sonntaggerichts, an dem in der Bratpfanne hergestellten Nierenpräparate, stattzufinden pflegen. Also genügt es, hier nur zu erwähnen, wenn irgendwo darüber Zweifel stattfinden sollten, daß auch den Frauen ihre Nieren zu Theil worden sind.

Etwas anders verhält es sich mit der Milz. Nicht als ob die Frauen sich des Besitzes derselben nicht zu erfreuen hätten: im Gegentheil, sie führen ihre Milz so gut wie Einer — und mit Vergnügen sollten über dieß gleichfalls in der Nachbarschaft des Magens gelegene, auch in obiger Zeichnung sichtbare Gebild Mittheilungen in Menge zum Besten gegeben werden, wenn uns die Wissenschaft darüber nicht allzusehr im Stiche ließe. Dasselbe Dunkel, wie zu Loders und Rosenmüllers Zeiten, liegt noch heutiges Tags auf diesem Organe. Fast wissen wir nicht viel mehr davon, als daß es auch Frauen bisweilen sticht. Keineswegs ist es aber schön, zu glauben, wie hie und da behauptet wird: Frauen litten auch an der Milzsucht. Wie käme das sanfte Geschlecht zu einem Uebel des Cholerikus. Es klingt das fast gleich schlimm, als wenn man von des Weibes Galle sprechen wollte; — und Galle — besitzen die Frauen doch ganz gewiß nicht, nicht einmal die Vesicula dazu. Sollte sich aber als Abnormität einmal Eine irgendwo finden, so enthält sie gewiß nur Honigseim, Eau de mille fleurs, oder so etwas dergleichen.

Doch streift das an Polemik und Gelehrtenkram, die hier, laut mehrfach gegebener Zusicherung, vermieden werden sollten. Lenken wir also ein, und fassen mit einem einzigen Blicke in's Auge, was uns von weiblichen Abdominalgegenständen noch zu betrachten übrig bleibt!

„Recht schön! recht schön!“ hör' ich sagen: doch ist das viel schneller gesagt als gethan. — Es giebt dabei

— leider! — Schwierigkeiten zu überwinden von ganz ungewöhnlicher Art: ja, Herkommen oder Convenienz, Politik, Preßverhältnisse, wohl selbst Moral und, wer weiß, was sonst noch — sie möchten gern alle ihre Centnergewichte der schreibseligen, tintenflußreichen Feder hier an den Schnabel hängen, und außerdem — — Nun es wird am Besten sein, ehe wir in unsrer Unterhaltung weiterschreiten, ein offnes Geständniß abzulegen — und — so geschehe es!

Wisse denn, geehrter Leser und vielliebe Leserin; es wird ein vergebliches Bemühen sein, in diesem Capitel etwas Vollständiges und Erschöpfendes liefern zu wollen. Außer den nur angegebenen, erschwerenden Verhätnissen scheint auch sonst ein feindseliges Fatum sich dagegen aufzulehnen. Es sollte nämlich der ganze, die Abdominalia umfassende Abschnitt eigentlich nach gegebener Zeichnung und dazu gehörigen literarischen Materialien ausgearbeitet werden. Da geschah es aber, daß die Zeichnung, wie der dazu gehörige Commentar durch fast unglaubliche Zufälle unersetzliche Defecte erlitt, Defecte, die daran schuld sind, daß das Bild jetzt — wie Figura oben zeigt — in der Form eines armseligen Medaillons mit beengenden Rahmen erscheint, der die Mängel bedecken soll. — — Nun? — und — nicht wahr? demnach möchte es unmöglich sein, den ursprünglichen Absichten, Entwüfen und Plänen zu genügen? — Aus mangelhaften Utensilien läßt sich nimmer Andres, als Mangelhaftes zusammenstellen. So viel nur zur Captatio benevolentiae.

Wenden wir hierauf gleichwohl unsern Blick noch obigem Medaillon zu; so tritt uns in dem darin dargestellten Gegenstande selbst, mindestens scheinbar, ein neues Hinderniß entgegen, ein verhüllender, schleierartiger Gegenstand: doch nicht, wie es sonst wohl heißt: „nomen habet omen“ — wird dieß auch hier bewahrheitet, vielmehr nennt man diese Hülle, diesen Schleier, das Netz und erfüllt dasselbe den Zweck: durch die in dasselbe eingewebten dichten Muster die darunter liegende Nachbarschaft, wenn auch nur leicht, doch warm zu decken.

Sollte diese Angabe aber bezweifelt werden? — Müßt' ich ungläubigen Gesichtern begegnen? — oder wäre es sogar möglich, daß die Anschauung obiger Umrisse vielleicht in mancher befangenen Brust besorgliche Phantome aufsteigen ließe? oder bei noch Andern die Phantasie zu kühnem ausschweifenden Fluge veranlaßte? — Es sollte mir das Alles recht sehr leid thun: zu keinerlei Extravaganzen möchte ich Veranlassung geben.

Allerdings deuten die vom Netz entblößten Stellen, voll von seltsam gewundener und verschlungener Linien, auf ein hier vorhandenes Labyrinth: das soll nicht in Abrede gestellt werden. Die Geschichte des Minotaurus berichtet uns gleichfalls, wie gefährlich es ist, sich ohne Führer in ein Labyrinth zu wagen. Fern also bleibe auch von uns die Absicht, Jemanden zu diesem Wagnisse zu verlocken. Zwar ist jeder der verschiedenen Gänge unsres vorliegenden Labyrinths mit seinem besonderen Namen bezeichnet, als z. B. der Zwölffingrige, der Leere, der

Gewundene, der Blinde u. s. w. u. s. w. — Auch ist ein Pförtner vorhanden, der, sollte man glauben, Auskunft ertheilen und zurechtweisen könnte: doch — Labyrinth bleibt Labyrinth! — Besser: man begnügt sich mit dem Anblicke desselben von Außen, als im Gegentheil vielleicht sich in Gefahr zu begeben. Der bloße Anblick, so viel ist gewiß, bringt aber Niemanden in Schaden.

Was jedoch die vom Netz, in obiger Zeichnung nicht mit zur Ansicht kommenden, sonst noch bedeckten Stellen betrifft: so wäre jede darüber verlautbarte Sylbe, falls das Netz auch die Function eines Schleiers zu vertreten hätte, ein offenbarer Verrath: da man ja nur, was verborgen sein soll, verschleiert. Doch ist, wie gesagt, das Netz kein Schleier. Daß es Aehnliches zu leisten vermag: das könnte allerdings zu einigem Bedenken Veranlassung geben; soll uns aber gleichwohl nicht zu übertriebenen Scrupeln verleiten, noch die Betrachtung des Umstandes uns dem Vorwurfe aussetzen, als könnte allzurücksichtsvolle Aengstlichkeit nach einer Seite uns, rücksichtslos täuschend nach einer andern, wo wir Erwartungen erregten, verfahren lassen. Allzuschroffe Verschlossenheit erweckt nicht Vertrauen. Wohl aber gewinnt dasselbe, wer es Andern entgegen bringt. Allzuhartneckiges Verschweigen steigert aber stets den Wissensdrang, und kann denselben zu Extremen beklagenswerther Art verleiten. Damit dies nun hier nicht geschehe, so sei — jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und wenn dagegen zuvor ein unbedingter Glaube an mein Wort angelobt worden — hiermit

vertraut, was folgt. Es barg, oder enthielt nach glaubwürdigen Zeugnissen und Ueberlieferungen obige Zeichnung vor dem Zustande ihrer Defectwerdung ein — gleichsam von einem Zauberringe verschlossenes, wahrhaftes Zauberreich. Hesperiens Gefilde, das Schweizerland und Tyrol, so wie alle übrige ob ihrer Schönheit gepriesenen Länder der bekannten Welt, selbst des großen Sarastro's Reich nicht ausgenommen, vereinigen innerhalb ihrer Grenzen zusammen nicht, was dieses Land allein an Reizen umschließt. Giebt es irgendwo etwas Geniales, ein Ideal, ein Non plus ultra von Romantik; eine Stätte, auf der sich Gefühl und Geist verkörpern — was doch wohl eines der unglaublichsten Begegnisse — wo ein Vorschmack von Seligkeit zu empfangen ist: hier allein findet sich das vereint. So lauten die Berichte darüber.

Keine Landschaft in der Welt wirkt ähnliche Wunder, wie dieses Reich im Wechsel seines Berg und Thales. Was ist die Jungfrau im Schweizerlande gegen seinen Mons Veneris? Was sind das Schreckhorn und finstre Aarhorn gegen die hier entspringenden Hörner? . . . — Kein Meister der Architectur, so alter wie neuer Zeit, unternimmt es, dergleichen zu schaffen und zu bilden. . . . An diese Oertlichkeiten knüpfen sich Erzählungen an, daß Homer sammt Ovid und Virgil erröthen müßten, wenn sie ihre, bei ähnlicher Veranlassung mitgetheilten Mährchen damit vergleichen wollten. Unerschöpflich in dieses Reiches Mitte quillt der Brunnen des Lebens — — — — —

Daher grünet und blühet daselbst denn auch unveränderlich

die Myrthe, und Hymen feiert unablässig seine Freudenfeste. Doch genug des Verraths! —

Nur die geheimnißvollen Bücher der Anatomie und Physiologie geben nähere Auskunft und zugleich die Höhenpunkte an, von welchen aus weitere Ansichten dieses Reichs, wie genauere Einsicht in die, dasselbe betreffenden wissenschaftlichen Erforschungen, versteht sich für das ernste verständige Alter, zu erlangen sind.

Für die unerfahrene gleichwohl oft zudringliche Jugend werde aber jedenfalls, wie ja das sonst auch bei andern gefahrvollen Punkten geschieht, die Warnungstafel angeheftet:

Der Mensch versuche die Götter nicht!
Begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Intermezzo.

XXI.

Geschichte des weiblichen Geschlechts.

Jahrtausende steht die Welt. — Viele Millionen Kinder weiblichen Geschlechts sind während derselben an das Licht der Welt getreten, sind groß gewachsen und nach dem Gesetze der Natur wieder schlafen gegangen. Massen, Raum und Zeit, Hauptingredienzen jeglicher Geschichte sind demnach im Ueberflusse auch zur Geschichte des weiblichen

Geschlechts vorhanden. Allem Anscheine nach dürften also Folianten damit angefüllt werden können. . . . Dennoch — wer sollte es glauben? — ist seit Erschaffung Evens — wie diese sich begab, ist aus der Bibel zur Genüge zu ersehen — bis zum Jahre Christi 1853 die ganze Geschichte des weiblichen Geschlechts in folgende wenige Worte zu bringen: „Geboren, gebar das Weib und — starb:" Dies die Geschichte der Vergangenheit.

Die Geschichte der Gegenwart lautet: „Geboren — gebärt das Weib und — stirbt." Und die Geschichte seiner Zukunft kann nicht anders lauten, als: „Geboren — wird das Weib gebären und — sterben."

Der seit Alters her mit dem Weibe in so bedeutungsvoller Beziehung stehenden Schlange Bild nimmt also auch hier, anstatt weiterer Worte treffend Platz.



Zweite Abtheilung.

Eigenthümliche Zustände und sociale Verhältnisse des Weibes.

XXII.

Vertrauliche Mittheilungen zweier junger Frauen.

Geliebte Isidore!

Die jahrelange Gewohnheit unsres Zusammenseins, — nimmer will ich ihrer vergessen — läßt mich die Feder noch einmal kurz vor den Weihnachtsfeiertagen ergreifen, um ein Wenig mit Dir zu plaudern. Meinen Max haben mir für heute Geschäfte entführt. Was könnte mir seine Abwesenheit erträglicher machen, als ein freundlicher, da es das Schicksal nicht anders will, mindestens schriftlicher Verkehr mit Dir, meine theure Isidore! Ach! warum mußte Dein Adolar Dich mir entführen? — Doch es geschah ja zu Deinem Glücke. Und, nicht wahr? glücklich, Du redliche Seele, bist Du jetzt? — — Ja, Du bist es,

und ich bin es. Unser gemeinschaftlicher Hochzeitstag ließ ja nicht einen unsrer Wünsche unerfüllt. Ach! und heut' sind es schon 7. Monate und 23. Tage, daß wir uns im Vollgenusse dieses Glücks befinden. Weißt Du das wohl Isidore? Hast Du das auch nachgerechnet? —

Du hast in Deinem letzten lieben Briefe allerlei Gewissensfragen an mich gerichtet, ja, wahrhaftig! Gewissensfragen sind es — doch ich beantworte sie Dir.

Was mein Aussehen anlangt? — Nun, bei unsrer kaum um eine Linie differirenden Größe und ähnlichen Taille, denke ich, mögen wir uns jetzt wohl so ziemlich gleichen. Obwohl ich mir etwas unbehülflich vorkomme, meint doch mein Max, ich gefiele ihm so recht wohl. Hat Dein Adolar in Betreff Deiner denselben Geschmack?

Ueber mein Gesicht sagt mir mein Spiegel fast beängstigende Dinge. Ich komme mir, wenn auch nicht leidend, doch so ziemlich schmachtend vor. Meine frühere Röthe hat sich noch nicht wieder einstellen wollen. In meinen Augen fühl' ich mehr Feuer, als man darin erblickt. Das wird doch wohl hoffentlich nicht immer so bleiben? — Gute Isidore, das wäre entsetzlich! — Ich bin nur froh, daß jetzt die häßlichen Zahnschmerzen ruhen. Sie haben mich furchtbar gequält. Die Uebelkeiten sind zwar großentheils vorüber: doch fühl' ich mich immer etwas abgespannt, in den Gliedern eine Mattigkeit und im Gemüthe, wenn ich allein bin, eine Niedergeschlagenheit, eine Angst — — Ach! mein Max wünscht sich so sehr einen — — und ich fürchte, ich fürchte — — Nein vor

dem Tode, das glaube mir, fürchte ich mich nicht mehr: denn mir ist, als fühlte ich das Leben doppelt — Dennoch fürchte ich — — Ach mein Max wünscht sich zu sehr — — —

Konnt ich doch nicht wiederstehen; befiel mich doch mit einem Male ein unüberwindliches Verlangen nach einer rohen Möhre — die hab' ich jetzt gegessen. — Geht Dir's denn auch so? Hast Du auch so seltsame Appetite? Mich gelüstet's mitunter nach Dingen die ich noch nie genossen habe, ja sogar nach Dingen, die gar nicht zu genießen sind. — Es ist doch ein närrischer Zustand, das! — — — Gute Isidore, ich muß jetzt schließen. Es fängt mich an zu würgen und — — Leb wohl! Leb glücklich! Behalte lieb Deine

Antonie.

P. S. Viele Grüße von uns an Deinen Adolar!

Isidore an Antonien.

Am 7. Januar.

Glück auf! zum neuen Jahre meine gute Antonie! Glück auf!

Dein letztes datumloses freundliches Schreiben hat mich nicht weniger mit Besorgnissen um Dich erfüllt, als

mich die darin ausgesprochene, treue Anhänglichkeit an mich beglückt hat.

Arme Antonie, Dein Spiegel sagt Dir, Du sähest schmachtend aus! — Nun, Gott sei Dank, daß es nur das ist. Ich denke: das kann Dir so übel nicht stehen. Mir geht es ganz eigen: mir sagt mein Adolar immer: ich sähe seit einiger Zeit blühender und röther aus, als sonst. — Dich brennen Deine Augen? Nun hoffentlich rührt das nur vom Ueberflusse Deines Feuers her. Laß Dich das nicht kümmern! Das verliert sich von selbst. — Auch Du hast an Zahnschmerz und allerlei Uebelkeit gelitten. Nun darüber tröste Dich meine Mitleidenschaft! Mir ging es nicht anders. — Seltsame Gelüste, wie Du erwähnst, haben sich bei mir nicht eingestellt: wohl aber erfreue ich mich eines guten, ja oft starken Appetits. Wo soll das hinaus, denk ich manchmal, wenn das so fortgeht. Im Uebrigen, merkst Du wohl, bin ich so ziemlich guten Muths. Sei Du es auch! Und wenn auch die nächste Zukunft harte Prüfungen über uns verhängen sollte: sei frohen Muths! — Nach dem Gewitter scheint die Sonne; auf Leid folgt Freud. — Heut' sind es gerad 8 Monate 7 Tage, seit wir zu Hymens Fahne geschworen haben. O wie rasch vergeht die Zeit! Mein guter Adolar weicht aber auch nicht von meiner Seite. Und wenn er bisweilen bang den kommenden Tagen entgegenblickt, so verläßt mich mein alter Muthwille — oder soll ich es Uebermuth nennen? — gleichfalls nicht: vielmehr bin ich es immer, die

den starken Mann aufrichten und die Falten von der Stirn vertreiben muß. Ich fürchte nichts; nur ihn wandelt bisweilen eine ängstliche Stimmung an. Wahrscheinlich nur aus zarter Rücksicht spricht er auch keinen Wunsch aus. Doch ich bin voll der zuversichtlichsten Hoffnung, ja, ich hoffe, hoffe stark. — Lege mir diese Aeußerung nicht übel aus, gute Antonie. Es ist mir nun einmal so um's Herz. Und, Du weißt, ich spreche zu Dir gern frei vom Herzen. Ach! könnt' ich Dich nur umarmen und recht innig an die Brust drücken. Siehst Du, danach drängt es und treibt es mich. — Doch ich muß schließen. Noch einmal: sei guten Muths! Ich denke mir die Freude namenlos, wenn wir uns, Auge in Auge wiedersehen, Du meine gute Antonie

Deine

Dich innig liebende

Isidore.

Randglossen zu beiden vorstehenden Briefen.

Es hat für den Dritten immer etwas Frappantes, zwei sich völlig gleichende Personen zu erblicken, so selten bei einer genauen Prüfung übrigens vollkommene Uebereinstimmung wahrzunehmen ist. Antoniens Vermuthung:

sie möchte ihrer Freundin Isidore gleichen, hat aber gewiß ihren guten Grund.



Auffallend und interessant zugleich ist es dagegen, wie in der äußeren Erscheinung zweier Frauen so große Aehnlichkeit statt finden kann, während Beider Gemüthsstimmung, Beider geistiges und körperliches Befinden so mancherlei Verschiedenheit kund geben.

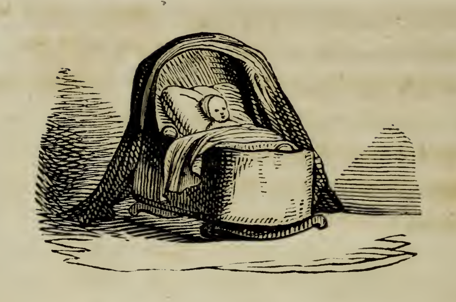
Sollten nachstehende in einem öffentlichen Blatte inserirte Bekanntmachungen von ungefähr 3 Wochen späterem Datum, als Isidorens Brief ist, nicht einigen Aufschluß darüber enthalten, weßhalb Antoniens und ihrer Freundin Gesundheits- und Gemüths-Zustand, bei übrigens ähnlicher äußerer Erscheinung Beider, so abweichend von einander waren?

„Familien-Nachrichten."



Heute beschenkte mich meine gute Frau, Isidore, geb. * * *, mit einem muntern und derben Jungen.

Am 29. Januar 185 . . . Adolar * *



Freunden und Verwandten hiermit die ergebene Anzeige: daß diesen Morgen meine gute Frau, Antonie, geb. * * zwar schwer, doch übrigens glücklich von einem gesunden Mädchen entbunden worden ist.

Am 29. Januar 18 . . . Max * * *

Die Mutter des Knaben befand sich vor ihrer Niederkunft wenn es erlaubt ist, auf sie einen musikalischen Kunstausdruck anzuwenden, offenbar in einer Durstimmung, während die der Mutter des Mädchens in gleichem Falle Moll war.

Demnach stände also schon vor der Geburt eines Kindes eine fast untrügliche Vorherverkündigung seines Geschlechts statt? — Mindestens sprechen obige beide briefliche Kundgebungen dafür.

XXIII.

Der Kindheit Freuden, — der Jugend Glück.

Unschuld und Glück des Kindesalters sind zu sprüchwörtlichen Redensarten geworden. Wie sieht es aber mit der Wahrheit derselben aus?

Unschuld? — Nun ja, die wäre zuzugeben — wenn die Erbsünde nicht wäre, an welche, so sehr ihre Existenz seit dem vorigen Jahrhunderte in Zweifel gesetzt worden ist, man heutiges Tages doch wieder mehrseitig zu glauben beginnt. Es ist das eine schlimme Sache, die Erbsünde. Die Herren Geistlichen, die sie genau zu kennen behaupten, setzen zum Theil für ihre Existenz Leib und Leben ein. Wer dürfte bei der Untrüglichkeit dieser Herren sich aber einem Unglauben in diesem Betreff überlassen? Mit der Unschuld der kleinen, obwohl noch gedankenlosen, und, wie man daher glauben sollte, unzurechnungsfähigen Wesen



sähe es also doch übel aus. Möge auf ihrer Stirn das Abbild eines himmlischen Friedens lagern, ihr geöffnetes Auge noch so heiter strahlen, oder sanft geschlossen, wie von eines Engels Schlummer umfangen scheinen; mögen ihre Wangen noch so rosig blühen und ihren Mund ein überirdisches Lächeln umschweben; das kann sie alles von ihrer Schuld nicht entbinden; sie sind allzumal geborne Sünder und Verworfene; noch vielmehr aber, als die Knaben, sind es die Mädchen: denn von ihrer Altmutter ging der Sündenfall aus. Also:

„Traure, weine, armes Weib!
Sünde steckt Dir in dem Leib,
Und was diesem aufgeladen,
Hat die Seel' einst auszubaden."

Und möge man bei der Taufe noch so schönklingende Namen spenden, ja möchte man die ganze Welt mit Serenen, Angelika's, Benedicten, Sophien, Agathen, Theodoren, mit Auroren und Tugendreichen selbst bevölkern, das änderte in der Hauptsache des Sündenstandes nichts: „denn an jeder Leibesfrucht klebt die Sünde."

Wo aber die Unschuld mangelt, kann auch das Glück nicht weilen. — Nur ein unfruchtbares Unternehmen würde es sein; demonstriren zu wollen: das Glück gehöre der Jugend an.

Doch davon abgesehen, wird nicht vielleicht der zarten Kindheit eine ununterbrochene Reihe von Genüssen und

Freuden zu Theil, die wenigstens den Schein von Glücksgaben an sich tragen? Hat sie nicht vom Schönsten und Besten nur zu wählen, was den Sinnen schmeichelt und dem Herzen wohlthut? Ist sie nicht im Besitze einer unumschränkten Willensfreiheit? Werden ihr nicht vielleicht reiche Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten in ihren verschiedenen Asylen geboten? Wird ihr erstes Vegetiren nicht durch besonders reizende climatische Verhälnisse und wonnige Lufttemperaturen gefördert?

Nun, wer hierüber nähere Auskunft wünscht, der setze einen Fuß auf die Schwelle des Eldorades — „Kinderstube“ — genannt, besonders, wenn der Winterfrost Blumen an die Fenster malt und der rauchende Ofen vom heftigen Kohlenfeuer roth erglüht. Er sehe, was in solchem Raume alles zusammengedrängt ist von Menschen und Thieren: denn jene sollen auch zum Ueberflusse nicht der Gesellschaft des Haushundes oder einer Hauskatze, eines Kanarienvogels oder Rothkälchens entbehren. Er sehe die sechs bis acht orgelpfeifenartig ihrer Größe nach aufeinanderfolgenden, menschlichen Gestalten daselbst zusammengepfercht, von der dicken, allein einen Ofenraum einnehmenden Amme, bis zum zarten Säuglinge herab, der um sich schon frühzeitig an das Erdulden von Zwang zu gewöhnen, mit Händen und Füßen eingeschnürt, noch im heißen Wickelbett schwitzt; wie eines des andern Athem und immer von neuem wieder einzuschlucken hat. Er gewahre ferner das quodlibetartige Durcheinander von leblosen Dingen, auf Tischen

Stühlen, Kommoden und Dielen und wo sonst etwas stehen, liegen, hängen oder lehnen kann; von Betten, Kleidern, Wäsche und Geschühte, von Bürsten und Kämmen, von Bilderbüchern, Puppen und anderen Spielsachen, von Backwerke und allerlei Obste, von Küchengeräthe und hunderterlei Gegenständen mehr, von welchen hier nur die Töpfe, Tiegel, Teller, Tassen und Gläser mit Grütze und Mehlbrei, Latwergen und Tissanen, Thee, Milch und Bohnengetränk erwähnt seien, und lasse beiläufig seiner Zunge und seinem Geruchsorgane die Dünste und Gerüche prüfen, die sich in seinem Umkreise alle geltend machen. Zugleich merke er auf die häuslichen Geschäfte und — natürlichen Verrichtungen, die unter seinen Augen in grellem Wechsel aufeinanderfolgen; auf die — nun naturalia non sunt, turpia — verschiedenartigen Pfützchen auf dem Fußboden, auf die gelbbraunen, aus einem umgeworfenen Milchtopfe über den eisernen Ofenkasten rieselnden Bäche, und die in dessen Nähe zum Trocknen aufgehangenen Strümpfchen, Hemdchen wie Windeln — und gewiß! diese Wahrnehmungen, verbunden mit den Eindrücken, zu welchen ihm gleichzeitig sein Gehör verhelfen wird, indem ihm der Kleinen Winseln, Schreien, Toben und Zanken, sowie der Wärterinnen Keifen und Schelten unmöglich entgehen können, müssen ihm ein Genregemälde vom Glückszustande der Kindheit vor die Seele zaubern, das über das entschiedendste Urtheil nicht einen Zweifel übrig läßt.



O ihr dreimal glücklichen kleinen Geschöpfe! Und welche Freuden bereiten Euch das Ungeschick, die Rohheit und Unwissenheit derer, nnter deren Obhut oder Aufsicht ihr gestellt seid! — Der Plagen nicht zu gedenken, womit euch allzuzärtliche Sorgfalt und ängstliche Kurzsicht heimsuchen: welche Genüsse werden euch aus nichtigen Gründen entzogen! wie viel unschuldiges Vergnügen aus Pedanterie versagt! Die zweckdienlichste Leibesübung wird euch ver-

boten; der wohlthätigere Umgang mit der schädlicheren Gesellschaft vertauscht. Anstatt im kräftigen Leibe eine gesunde Seele zu erhalten, muß jener unter einer verweichlichenden Zucht versiechen, während diese vor der Zeit zu einem naturwidrigen Unding zusammenschrumpft!

Soll ich noch vom Glück und den Freuden der Schulzeit besonders sprechen? Dürfte nicht diese Frage wie bittre Ironie erscheinen?

Mögen alle mit christlichen und nicht christlichen Namen begabte Jungfrauen, die diese Zeit im Rücken haben, Rede stehen, ob nicht jede von ihnen aus derselben ihre Leidensgeschichte zu erzählen haben wird.

Von Agathen bis zu Zetulben, von Beaten bis zu Xaverien erhalten wir dieselbe gleichlautende Antwort: „ja, wir haben gelitten, wir haben viel erduldet."

Da ist die Pensionatsvorsteherin Carolinens: deren Habsucht und Eigennutz kannte keine Grenzen. Die Folge davon war, daß Hunger und Durst ausgestanden wurden an Leib und Seele, und man leerer an guter Lehre und Gesundheit in das elterliche Haus zurückkehrte, als man es verlassen hatte.

Der Director Dorotheas mußte seine pädagogischen Studien in Constantinopel oder Algier absolvirt haben: denn nur, wer ihm brav zahlte, konnte zu einer guten Censur gelangen; alle Uebrige wurden oft ohne allen Anlaß, uncensirt mit barbarischer Härte nur gezüchtigt.

Emilie hat ihre traurigste Lebenszeit in den Stunden ihrer ewig kränkelnden Madame X. zugebracht. Diese

X. war aus Grille, Laune und Eigensinn zusammengesetzt und so heftigen Temperaments, daß sie sich oft selbst nicht kannte, und eben so wenig wußte, was sie wollte, als was ihre Schülerinnen sollten.

Friederike wurde in ihrer Anstalt mit dem Unterrichte in einer Menge Dingen gequält, aus denen ihr für das ganze Leben nicht der geringste Gewinn hervorging. Worte ohne Sinn, Gedächtnißwerk ohne Verstandesbildung; galten da allein. Die arme Friederike denkt noch mit Schrecken an die Astronomie, Technologie, Geometrie und Experimentalphysik.

Mit mehr als elegischem Ausdruck im Gesichte, klagt Georgine: daß ihr Institut wahrhaft einem Grünhause geglichen habe, worin es auf zeitige Blüthe ohne nachfolgende Frucht abgesehen gewesen wäre. Von Sonnenaufgange bis spät in die Nacht wurden die Zöglinge aus einer Lehrstunde in die andre getrieben, in welchen Körper und Geisteskräfte auf die widernatürlichste Weise angestrengt waren. Selbst die wenige, zur Erholung bestimmte Zeit wurde zu den ermattendsten Turnübungen, denen der Tanzunterricht folgte, verwendet; so daß alle in der That von Glück sagen können, die ohne siechen Körper dieses Treibhaus wieder verlassen haben.

Henriette hatte von der Uneinigkeit ihrer vielen Lehrer untereinander ganz besonders zu leiden. Was der Eine für gut fand, erklärte der Andre für schlecht; wer es dem Einem recht machen wollte, verschüttete es bei dem Andern, und wen Herr P. heut' hochbelobte, den trat

Herr R. morgen in den Staub: so daß nie Jemand wußte, woran es war.

Nur Ida gesteht: ihr sei es im Ganzen wohlergangen. Aber Kora giebt sogleich die Erklärung dazu: nur weil sie als Mädchen von 12 bis 13 Jahren fast einem Erwachsenen von 16 oder 17 geglichen, und die Herren X. Y. und Z. sie lieber für ihre Geliebte, als ihre Schülerin angesehen hätten.

Lina, Maria, Natalie, Ottilie, und wie sie dem Alphabet nach aufeinander folgen, haben aber jede ihre eigene, oder den vorigen ähnlich lautende Litaneien vorzutragen. Wer wollte also noch um ihr Glück die Jugend beneiden?

XXIV.

Das fünfzehnte Lebensjahr.

Endlich scheint der Tag der Erlösung aus vielfältiger Leibes und Geistesſclaverei für die arme Anna gekommen zu sein. Ein ganzes Jahr lang, seit sie zum ersten Male zu Gottes Tische gegangen, hat sie sich mit dem quälenden Gedanken herumtragen müssen:: . . . „erst 14 Jahre bist Du alt!“ . . . Noch nie war ihr ein Jahr so lang vorgekommen; noch nie hatte sie einem wiederkehrenden Geburtstage mit größerer Ungeduld entgegenharrt, als den ihres 15. Lebensjahres. Und allerdings ist dieser für jedes weibliche Wesen ein sehr wichtiger Zeitpunkt. Die Kin-

derschuhe sind mit Vollendung des vierzehnten Jahres, wo dies nicht früher geschieht, ausgetreten. Die bis dahin aufgelegt gewesenen Zügel und Gängelbänder werden in die Rumpelkammern verwiesen, wie schon früher die Zuchtruthen in's Feuer gewandert sind, und ein ganz neues Lebensregime beginnt. —

Aber bis zu der Pforte, die in das Bereich der Damenwelt einführt, ist ein weiter Raum zu durchwandern, und volle 365 Tage sind dazu bestimmt worden, ihn zu durchmessen. Da hilft nicht Springen, noch Hüpfen oder Fliegen: weder Raum noch Zeit dürfen abgekürzt werden. Das langweilige funfzehnte Lebensjahr während der Schulzeit als das Ziel der goldenen Aepfelärnte angesehen, und daher heißersehnt, bringt — wer sollte das glauben? — nur neue Noth und neue Sorgen. — Von seinem ersten bis zum letzten Tage nur immer Stufe für Stufe aufwärts zu steigen, ist allerdings ein mühseliges Tagewerk.

Während Papa und Mamma einer Einladung zur Soirée folgen, muß die vierzehnjährige Knospe zu Haus bei den jüngern Geschwistern verbleiben: denn noch wird von ihr in den Gesellschaftskreisen Erwachsener nicht Notiz genommen. Der Besuch, der bei den Eltern einspricht, macht ihr nur im Vorübergehen seine indifferente Begrüßung, oder fragt sie höchstens mit Umgehung des „Du's" und „Sie's" und der Benennung von „Fräulein" oder „Mademoiselle": „wie geht es, mein gutes Suschen, Lieschen oder Annchen? Die arme Gefragte wird

darüber fast an sich selber irre und weiß nicht, wer sie eigentlich ist, noch wohin sie gehört: denn Kind soll sie nicht mehr sein; das sagt man ihr täglich; und von anderer Gesellschaft wird sie — ausgeschlossen. Wagt sie bei einem Gespräche von älteren Personen, auch einmal ein Wörtchen darein zu geben, das sie sich zuvor wohl bedacht hat und völlig schulgerecht über die Lippen gehen läßt: so erhält sie die mütterliche Zurechtweisung: „mein Kind, das paßt ja nicht hierher!" ... oder: „Du hast den richtigen Zeitpunkt einmal wieder versehen!" ... oder: „Kind sprich doch nicht früher, als bis du gefragt wirst!" .... und von neuem ist ihr Veranlassung zu zweifeln über sich selbst gegeben: gewiß ein peinlicher Zustand, in welchem sich die Aermste befindet.

Doch ein Trost bleibt ihr, eine Stütze übrig, woran sie mindestens die Hoffnung auf bessere Zeiten noch aufzurichten vermag: das ist der Musik- oder Zeichnenlehrer, vielleicht sind's wohl auch Beide, die allwöchentlich einigemal zum Unterrichtgeben im Haus erscheinen, und beim Kommen wie Gehen, ja wohl selbst während der Lection, wiederholt das in der aufblühenden Jungfrau Ohren zauberisch klingende „Fräulein Suschen, Lieschen oder Anna" oder „mein Fräulein" vernehmen lassen. Auch die alte Hausnätherin spricht nicht mehr schlechtweg den bloßen Taufnamen aus, sondern bringt in ihren Reden bald diese, bald jene Höflichkeitsfloskel an. Das gewährt dann dem jungen bereits an seiner Eitelkeit verwundbaren Herzen einigen Balsam. Ist der Musik- oder Zeichnen-

lehrer ein junger oder sogar ein hübscher Mann, so sind die nur erwähnten Worte von doppeltem Gewicht, und Mama mag fein auf ihrer Hut sein.



Doch zurück zu Annen. Ihr funfzehnter Geburtstag ist endlich erschienen, der Tag ihrer Emancipation aus Geistes und Leibessclaverei. Sie hat bei dieser Gelegenheit zum Angebinde Schmuck für Stirne, Ohren, Hals, Brust, Taille, Arm und Finger erhalten; desgleichen ihr erstes Ballkleid, einen Shwal, eine Boa und was sonst

nöthig ist, um die Reize eines jungen Mädchens, bei ihrem Eintritt in die Welt, in das gehörige Licht zu stellen. Ihr funfzehnter Geburtstag ist zugleich ihr erster Balltag. Zum erstenmale umspielen, was ihr bis dahin versagt war, die Schläfe ihres hübschen Kopfes, die von der Mode gebotenen Locken, zwischen welchen sich die reizendsten Rosenzweige wiegen. Nacken und Hals werden auf eine Weise, wie vorher noch nie, den kosenden Lüften preis gegeben. Am verschämten Busen prangt ein Blumenstrauß, man könnte wähnen, mit stolzem Bewußtsein ob des Vertrauens, das ihm diese neidenswerthe Prunckstätte angewiesen hat. Der Gürtel — ist um ein Paar Zoll enger zusammengezogen, als dies bei der bisher gewöhnlichen Alltagstoilette zu geschehen pflegte. Unterhalb desselben schwellt in reichem Faltenwurfe die Robe zur ballonartigen Rundung an. Der sammetne weiche Fuß im überknappen seidenen Schuhe blinkt rosig durch das feine Spinngewebe des Englischen Strumpffabricats hindurch. Auf der Wange lagert aber vor dem Eintritte in die Säle eine sonst ungewöhnliche Bläſſe — vermuthlich nur in Folge des leichten Anzugs und der Befangenheit, mit welcher Anna den neuen Scenen entgegenharrt, woran sie zum erstenmale thätigen Antheil nehmen soll. Dabei ist nichts Bedenkliches; schnell genug wandelt sich diese nach den ersten Reigen des Tanzes in die lieblichste Röthe um.

Der Eindruck, den der erste Eintritt in den glanzerhellten Saal auf unsre Ball-Novize hervorbringt, ist nicht zu beschreiben. Wohl aber ist er in ihrem Gesicht,

im Gange, in der Bewegung der Hände, in der ganzen Haltung ihres Körpers zu lesen. Ihre Sinne scheinen wie gefangen; bald stockt ihr Athem und mit diesem der Puls, bald droht dieser im Galopp die ungemessensten Räume durchfliegen zu wollen. Es wäre das ein unerträglicher Zustand, wenn er lange anhielte. Das erste angenommene und mit günstigem Erfolge gekrönte Engagement macht ihm glücklicherweise ein Ende.

Zum erstenmale im Arme eines fremden Mannes, von der Mutter Seite gerissen, sich selbst zur Bewachung überlassen, aber auch zugleich, um seine Kräfte und Talente zu prüfen, fliegt das blühende Kind durch die weiten Räume, von Hunderten von Augen getroffen, beobachtet, beurtheilt und verglichen. Da lernt es sich fühlen. Ja, wenn es der Rausch ihrer Sinne dazu kommen läßt, so empfindet die Novize sogar bisweilen einen leisen Händedruck. Ihre Tänzer richten — da jedes funfzehnjährige Mädchen ihre eigenthümlichen Reize und Verdienste besitzt — mit einer Artigkeit und Freundlichkeit, mit der sorgfältigsten Beachtung des Anstandes und feinen Tons, Worte an sie, wie ihr noch nimmer zu Ohren gekommen sind. Kaum nur weiß sie Erwiederungen darauf zu finden, und — fast ist es zu viel, was in diesen Stunden auf einmal Herz, Kopf und Phantasie bestürmt.

Doch sie liest in so manchem Blicke, der auf ihr ruhen bleibt, ein offenbares Wohlgefallen. Sie hört aus so mancher Rede, die an sie gerichtet wird, es wohl heraus, daß ihr eine gewisse Theilnahme und Geneigtheit nicht

entgehen. Das verhilft ihr zu einer Selbsterkenntniß, bringt ihr ein so wohlthuendes Bewußtsein bei, daß man die Freude darüber aus ihren Augen strahlen sieht. Ein bei weitem rücksichtsvolleres Benehmen von Seiten der Mama und andrer Angehöriger, als bisher im häuslichen Kreise üblich gewesen, wirkt vollends Wunder, und — Ja, es ist gescheh'n, oft schon hat man's erlebt:

> Eine einzige Nacht, auf dem Ball zugebracht,
> Hat Kinder selbständig und mündig gemacht.



XXV.

Das Liebesfieber.

Und wäre es zehnfach von Rosen, Veilchen und Tausendschönchen umblüht: dennoch ist das Leben eitel Trübsal und Mühsal und — Tand.

Kaum sind die ersten Ballfreuden genossen, und dadurch der Kindheit Beschwerden und Widerwärtigkeiten einigermaßen in den Hintergrund gedrängt: so beginnen für die weibliche Jugend schon wieder neue Uebel, neue Leiden und zwar von viel ernsterer und schwererer Art, als die vorher erlebten waren.

Das Zahnfieber wie das Schulfieber waren beide zu ertragen: ersteres, weil es in einer Zeit eintritt, in welcher das Bewußtsein, wie der Leib noch von tiefem und häufigen Schlummer umfangen werden: letzteres, weil es zu den intermittirenden zu rechnen ist, das Zwischenräume der Erholung und Ruhe vergönnt, beide also keinen allzubedenklichen Einfluß auf das tiefste innere Leben ausüben.

Auch die Impfnadel versenkt ihr Gift nur in die Haut. Es entstehen daraus wenige, nur geringen Schmerz verursachende Pocken; ein leichtes Fieber begleitet ihr Erscheinen; nach einer kurzen Woche ist alles vorüber: kaum daß auf dem Arme, im Interesse der Gesundheitspolizei, ein Paar

leichte Narben für einige Zeit davon Kunde geben, was sich hier zugetragen hat.

Ganz anderer und, wie gesagt, viel schwererer Art sind dagegen die Leiden, die sich nach den ersten genossenen Ballfreuden einstellen. Die können nicht verschlafen, oder durch intermittirte Erholungsstunden gemildert werden. Vielmehr fliehet da der Schlummer die Ruhestätte, und das Bewußtsein reift zu seiner ganzen Stärke. Da ist es nicht mit einem Paare vergänglicher Narben auf dem Arme abgethan, vielmehr markiren sich schon Eindrucke oft unvergänglicher Art.

Da geschieht es, daß plötzlich die Wangen erbleichen und im Moment darauf wieder mit dunkelrother Gluth überflogen werden; daß das Auge bald vor Mattigkeit zu erlöschen, bald im eignen Flammenlodern aufzugehen drohet — und der Puls geht voll. Alle Glieder haben ein Verlangen sich zu strecken. An die Wände der Brust drängt es von Innen mit Ungestüm. Das Herz möchte springen und das Hirn im Schedel sich wirbelnd drehen.

Ein Fieber, ein gefährliches Fieber kündigt sich in diesen Symptomen an.

„Vermuthlich gab es für die Aermste, die erst sechzehn Lenze gesehen hat, der Anstrengungen auf dem Balle zu viele.“ Die Cavaliere haben sie fast, wie sich selber um sie zerrissen. Ist es also ein Wunder?

Aber die alte, doch keineswegs mürrische, vielmehr mild und menschenfreundlich gesinnte Tante, die mit im Hause der Leidenden lebt, schüttelt dazu ungläubig den Kopf. Ein feines, fast ironisches Lächeln umspielt ihren Mund, während sie für sich hinmurmelt: „ein Fieber — ein Fieber — —". Nun, nur ein Paar Tage, denkt sie bei sich, willst Du es abwarten: dann wirst Du wohl über des Mädchens Krankheit in's Klare kommen. Sie schöpft diese Hoffnung aus ihrem eignen erfahrungsreichen Leben. Ein Blick, den sie auf ihre Jugendzeit wirft, ein Ueberfliegen einzelner Blätter ihres Tagebuchs haben Vermuthungen in ihr erweckt, denen sie nur noch einige Aufmerksamkeit beizugesellen braucht, um in einer Sache, die sie interessirt, aber noch für Zweifel zugängig zu sein scheint, zur völligen Gewißheit zu gelangen. Sie läßt daher fleißig, obwohl unbemerkt, ihr Adlerauge auf ihrer Nichte ruhen, und für jede Sylbe, die über derselben Lippe geht, ist ihr Ohr gespitzt.

Da gewahrt sie, daß der Nichte Leiden keineswegs blos ein körperliches sein könne, vielmehr ihr Gemüth afficirt sein müsse: denn stundenlang kann Anna jetzt unbeschäftigt dasitzen, und in tiefen Gedanken, wo nicht gedankenlos vor sich hinstarren, ohne das Geringste zu bemerken, was um sie her vorgeht. Nur ein leiser Seufzer entwindet sich wie unwillkürlich bisweilen ihrer Brust und der Ausdruck ihres Gesichts ist fast, als nagte ein stiller Kummer an ihrem Herzen. Keine der häuslichen Verrich-

tungen, die sie sonst mit Freuden vollbrachte, gehen ihr mehr von Händen. Nicht einer ihrer frühern noch so werthen Zeitvertreibe kann mehr ihre Theilnahme erwecken. Selbst das Pianoforte, woran das heitre Mädchen, sich und Andern zur Lust, sonst stundenlang verweilte und die fröhlichsten Melodien vernehmen ließ, zieht es nur noch flüchtig an und meist in Momenten, wenn es sich unbelauscht wähnt. Aber anstatt eines fröhlichen Tanzes, wie sonst, ertönen unter seinen Fingern nur schwermüthige Accorde und leise, als ob es sich damit nicht herauswagen dürfte, fließt der Gesang über seine Lippen. Vorzüglich sind's einige, nie veraltende Lieder Göthes, melancholischen Inhalts, sonst nur wenig von Annen beachtet, die sie jetzt vor sich hinhaucht, als möchte sie mit ihnen zugleich ihr Leben ausathmen. Das:

„Hangen und Bangen
In schwebender Pein . . .“

Und:

„Glücklich allein“ u. s. w.

trägt sie mit einem Ausdrucke vor, als ob sie vom lebhaftesten Selbstgefühl des Gegenstandes durchdrungen wäre: denn nicht selten entschlüpft ihr dabei bald aus dem linken, bald rechten innern Augenwinkel ein kostbares Thränchen. Aber sobald die Tante, oder sonst Jemand die Zimmerthür öffnen, sind Gesang und Spiel vorbei, so daß man beim Dunkel des Gemachs — denn nur in der Dämmerstunde gehen diese musikalischen Uebungen vor sich — wähnen könnte: man hätte Geisterstimmen vernommen.

Weder Gespräch noch eine andre Unterhaltung vermögen des Mädchens Aufmerksamkeit mehr zu fesseln. Der lachende Sonnenschein, der alle Welt erfreut, erweckt in seinen Zügen nur selten einige Heiterkeit. Die schlaflos, oder unter den lebhaftesten Träumen zugebrachte Nacht hat es unempfindlich gemacht für des Tages Freuden.

Nur zu gewissen Stunden, z. B. wenn die Parade unten am Hause vorüberzieht, und dann und wann sonst noch, in Momenten, die nicht gerade vom Glockenschlage markirt werden, scheint sich wie unwillkürlich der Glieder und Gesichtszüge der Leidenden eine besondere Spannkraft zu bemeistern: denn dann fliegt sie zum Fenster, öffnet die Augen weit, als ob sie die halbe Welt einsaugen wollte. Dann plötzlich werden diese aber wieder klein, und sind so fest, so starr nach einem Punkte hingerichtet, daß man davor erschrecken müßte, wenn nicht zugleich ein unbeschreiblich schönes Feuer aus ihnen hervorstrahlte und die bebenden Lippen ein zauberhaft freundliches Lächeln umspielte. Es ist das ein Schauspiel für Götter, einem Sonnenaufgange ähnlich, wenn goldne Strahlen den Horizont mit Purpur malen.

Aber auch gewiß eine recht seltsame und fast räthselhafte Krankheit ist das! — Was doch den Menschen in der Welt alles heimsuchen kann!

Doch die Tante — ja, die Tante ist eine weise und erfahrene Frau. Dies sollte sich hierbei wieder zeigen.

Denn — man höre nur! — Eines Tages, als eben dasselbe nur erwähnte Schauspiel am Fenster stattgefunden, zieht es an der Klingel der Hausthür, und bald darauf erscheint der Diener und meldet:

„Herr Hauptmann" — nun, von X. mag er heißen — „wünscht seine Aufwartung zu machen."

Da plötzlich ist es, als jagte aus dem Herzen der Nichte ein rothes Flammenmeer auf in ihre Wangen, und als drohte ihr dies den Kopf ringsum in Brand zu stecken.

„Was geschieht dem armen Kinde?" ruft erschrocken die Mutter.

„Was begegnet Annen?" rufen weinend und bestürzt Annens jüngere Geschwister wie im Chorus. — „Ach gewiß kommt endlich das schreckliche Fieber zum Ausbruch." — Dabei malt sich in allen Gesichtern ein Entsetzen, eine Angst, als hätte sich Madame Cholera oder der gelbe Tod anmelden lassen, während es doch nur Herr von X. ein Hauptmann der königlichen Garde war, dessen Name über des Dieners Zunge gegangen ist.

Doch nun offenbart sich der Tante Weisheit. „Laßt nur den Diener abtreten!" spricht sie, sie, die einzige, die über Annens Wangengluth die Fassung nicht verloren hat, ja sogar im Triumph die Freude in ihrem eignen Gesicht auftreten läßt.

„Der Herr Hauptmann soll willkommen sein . . .“ sagt sie dem Diener. Und als dieser gegangen ist, öffnet sie der Nichte, der sie es wohl ansieht, daß sie sich nur kaum noch aufrecht erhalten kann, beide Arme. — Diese stürzt weinend — doch vor Freude — ja laut schluchzend — gleichfalls vor Freude — sogleich der „lieben, guten, herrlichen Tante“ an die Brust, die allein ihr Herz verstanden und ihre Krankheit erkannt hat.

Darauf spricht die erfahrene weise Frau, sich zu Annens Mutter wendend: „Schwester, sei getrost! wenn mich nicht alles täuscht, so wiederholt sich jetzt bei Deiner Tochter, was auch mir und Dir in ihrem Alter begegnet ist. Sie leidet weder an der Schwindsucht, noch am Nerven- oder Gallenfieber, sondern — — nun wer sähe denn nicht, um welch' ein Fieber sich's hier handelt?“

Noch ehe Herr von X. in's Zimmer tritt, ist Anna aus demselben verschwunden, um, sobald sie sich etwas gesammelt hat, wieder — zurückzukehren.



XXVI.

Glückliche Liebe.

Es ist eine bekannte Sache: daß es glücklich und unglücklich Liebende giebt. So seltsam es klingt, so wahr ist's jedoch auch, daß die glückliche Liebe die bei weitem uninteressantere ist. Unumstößlich spricht dafür zuvörderst ihre Dauer, die meist von geringem Belange ist, noch unwiderleglicher aber die Art und Weise ihres Verlaufs von ihrem gut bürgerlichen Anfange bis zu ihrem gut bürgerlichen Ende. Da ist weder von einer bedeutenden Gemüthsbewegung und Geisteserhebung, noch von einer gewaltigen Leidenschaft und Herzenserschütterung die Rede; weder ein harter Kampf ist zu bestehen, noch zeigt sich ein schwer zu bewältigendes Hinderniß. Wie ein simples Lustspiel auf der Bühne sich in ein, zwei Acten mit alltäglichen Redensarten, die sich um eine schon oft dagewesene Intrigue drehen, zu Ende setzt, so auch und oft kaum so der glücklichen Liebe Verlauf.

Hat das Augenspiel zweier junger Leute nach herkömmlicher Weise seinen Curs vollbracht; sind Blicke wie Blitze gewechselt worden, die an gehöriger Stelle eingeschlagen und gezündet haben; hat sich die Zunge selbst einige Worte getraut, vielleicht wohl — aber dies nur ein einziges Mal — von Seiten des jungfräulichen Theils sich sogar Mündigkeit im Sinne des Codex Amoris kundge-

geben: so sind die Expositionsscenen der glücklichen Liebe schlicht und einfach, rund und nett schon abgethan, und die Handlung schreitet so nüchtern wie eilends weiter, ohne daß selbst von dem, im vorigen Kapitel ausführlicher besprochenen, Fieber auf irgend einer Seite große Molestationen empfunden wurden.

Mündlich oder schriftlich durch die Person der Freier selbst, oder durch Procura wird die Bewerbung in's Werk gesetzt und sogleich von den beiderseitigen Verwandten des Liebespaars, in aller Form Rechtens paciscirt und clausulirt, um einen möglichst vortheilhaften Ehevertrag zu Stande zu bringen. Darauf erfolgt das beglückende Jawort und der feierliche Abschluß der Verlobung. Mit diesem Akte, der an die Stachel und Honigberaubung der Biene gemahnt, wird aber den Liebenden die schönste Würze ihres gegenseitigen Verhältnisses entzogen: denn so Manches, was sich zwischen ihnen vorher nur heimlich und im Verborgenen zutrug, ist ihnen nun offen zu vollbringen erlaubt. Aber das Verbotene nur, das Unerlaubte übt, wie in vielen andern Dingen, besonders in der Liebe seinen stärksten Reiz. Also ein Verlust wäre nun schon zu erdulden. Dazu gesellen sich auch sogleich noch Sorgen. Der Hausrath muß angeschafft, die Ausstattung ausgewählt, aus zehn verschiedenen Orten zusammengebracht und — was muß nicht alles genäht, gestickt und geschneidert werden! — Mittlerweile haben die ausgesendeten Verlobungskarten auch ihre Wirkung gethan. Die darauf verzeich-

neten Namen sind in aller Leute Mündern, und werden, so wie das damit in Zusammenhange stehende Ereigniß, von denselben mit den verschiedenartigsten Commentaren begleitet. Daraus ergeben sich, nächst spärlicher Freude, mancher Verdruß und Kummer. Ein großes Glück ist's, daß der Trauungstag nicht allzufern hinausgeschoben ist: es dürften sich sonst der Leiden noch manche andre zeigen.

Endlich werden die Hochzeitsgäste geladen. Neue Unruh, neue Wirren thun sich dabei im Brauthause kund, die am Polterabend in eine völlige Verwüstung auszuarten drohen.

Des Tags darauf — o daß der Himmel an demselben mindestens einige Regentropfen Segen bringend zur Erde niedersendete! — wird endlich das Brautkleid angelegt. Man hat bei seiner Auswahl die rosa und himmelblaue Farbe sorgfältig vermieden. Der Schleier wird festgesteckt; der Kranz, wo dieser anwendbar, auf den Kopf gesetzt.

Hierauf erfolgt die Copulation.

Nach dieser wird geschmaußt und gezecht. Während der Tafel werden allerlei feine, auch unfeine Scherze zum Besten gegeben, wird das Strumpfband gelöst und nebst dem Kranze zerrissen und vertheilt. — Darauf folgt oft noch ein Tanz, ein Sprung, bis die glücklich Lieben-

den — zum letzten Sprunge — sich in's Kämmerlein verlieren — und — caetera quis nescit?



XXVII.

Unglückliche Liebe.

Selten hat sich ein Mann die Mühe gegeben, die Geschichte glücklich Liebender aufzuzeichnen. Noch seltner aber ist dergleichen von Frauen und Mädchen gelesen worden. Alle Leihbibliotheken strotzen dagegen vom Unglück und Jammer der Liebe, und diese Bücher werden mit Heißhunger verschlungen.

Bedarf es, um die größere Theilnahme dafür kund zu geben, wohl noch eines andern Beweises? —

Woher aber diese Vorliebe zum Mißgeschick? — Nun, sie hat wohl keinen andern Grund, als den, aus welchem man Senf, Salz und Pfeffer ißt; Bitterwasser, Spirituosen und Rheinwein trinkt. Es ist eine Sache des Geschmacks: und der Geschmack bedarf der Reizmittel, um sich in zufriedene Stimmung zu versetzen. Ja, ist das Verlangen nach einem ungewöhnlichen Rausche vorhanden, so wird sogar eine Dosis Opium genossen, der nichts weniger als angenehm schmeckt, aber doch zu einem ordentlichen Delirium verhilft. Dies zur Befriedigung materiellerer Gelüste. Als wahres Opium-Extract in psychischer Hinsicht hat sich aber stets eine recht unglückliche Liebe bewährt. Und Sappho's Sprung in's Meer und Lottens Hauskreuz und Dido's Feuertod wie Heloisens Verschmachten werden noch in späten Zeiten besprochen und wiedererzählt werden, während an die glückliche Liebe einer Victoria, einer Donna Maria kein Mensch mehr denken wird.

Da die Liebe der Frauen vorzüglichstes Lebenselement ist; so ergiebt sich von selbst, daß sie damit besonders viel zu schaffen, wie nicht weniger dadurch zu leiden haben müssen. Der Quellen der damit zusammenfließenden Leiden giebt es aber sehr mannigfaltige, und ihrer Opfer nicht minder verschiedenartige. Mehr oder weniger erregt jede Liebeshistorie, aber auf seine eigenthümliche Weise, unsre Theilnahme.

Da giebt es z. B. liebevolle Geschöpfe, die Raum in ihren Herzen für die ganze Männerwelt hätten, in sofern es dieser gefallen wollte, mindestens einen aus ihrer Mitte an jede von ihnen zu delogiren, um Schwüre und Pfänder der Liebe austauschen zu lassen.

Aber die arge Männerwelt, die unachtsame, die rücksichtslose, würdigt sie die armen, liebevollen Geschöpfe oft auch wohl nur eines Blicks? —

Sie thut das nicht. — Und aus welchen Gründen nicht? —

Oft nur, weil dem niedlichsten Gesichtchen und dem hübschesten Figürchen nicht des Crösus Schätze zu Theil geworden sind —

Oft nur, weil zu den schönsten blauen Augen und einer gänsefederweißen Haut sich nicht auch zugleich der Minerva Gaben gesellten —

Oft nur, weil bei dem übrigens einnehmendsten Aeußern sich eine kleine Abnormität zwischen den Schul-

tern, an den Hüften, oder an den unteren Extremitäten, und zwar nur kaum bemerkbar macht —

Oft nur, weil eine an sich schöne Seele nicht in einer ganz gleich schönen Wohnung hauset —

Oft nur, weil, bei einer höchst feinen, ja sogar künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung, die zartere Weiblichkeit und der Sinn für häusliches Glück ein ganz klein Wenig gelitten haben —

Oft nur, weil ein, sonst hochaufstrebender Geist in niedrigerer Sphäre geboren erscheint —

Ja oft nur, weil ein, an sich ewig jugendlich fühlendes Herz vom häßlichem Alter unversehens übereilt worden ist —

Und was das Altertragikomischste: oft nur, weil, bei einer sonst in allen Stücken weiblichen Bildung sich an der Oberlippe dieser oder jener Schönen ein — abnormes Bärtchen eingefunden hat.

Aus allen diesen Gründen geschieht es, daß der Mann am Weibe vorüberirrt und früher oder später, anstatt des Glücks, der Gram verschmähter Liebe die Kinder Evens heimsucht. Diese Qual aber ist groß, ja fast unerträglich. Oft setzen ihr nur ein Sprung in's Wasser, ein Sturz auf's Pflaster vom dritten oder vierten Stockwerke der Behaußung ein Ziel, anderer Extravaganzen, zu denen sie führt, nicht zu gedenken.

Aber nicht nur Liebesschmerzen giebt es für das Weib ohne Mann, oder weil ihm der Mann fern bleibt, sondern

auch mit dem Manne, oder weil ihm ein Mann zu nahe kommt, wird ihm die Liebe zum Quell bittrer Leiden.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen derselben sind Hindernisse, die sich den Liebenden in den Weg stellen. Ihr gemeinschaftliches Ziel ist Vereinigung, nicht nur ihrer Wünsche und Hoffnungen: sowie verschiedenartiger Interessen, sondern auch Vereinigung ihrer Individualitäten, mitunter ganz ernstlich für Lebenszeit.

Dagegen werden ihnen aber durch Personen wie Verhältnisse die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bereitet. Bald sind es Eltern und andre Angehörige, und Freunde, ja wohl selbst Freunde, die einen Vortheil dabei suchen; bald sind es Geburt, Rang, Stand, Vermögen und andre Rücksichten, die sich ihnen feindlich entgegen stellen: und in der allerbesten Welt, wie bei den allerbesten Grundsätzen, Gefühlen und Absichten, wie sie ja Liebenden stets eigen sind, geschieht es, daß das Unglück über sie hereinbricht — häufig nur aus der sonderbaren Laune des Schicksals, daß dies seinen eigenen Plan verfolgt, der nicht zugleich der der liebenden Herzen ist.

Dabei kommt von Seiten dieser ein Aufwand von Beharrlichkeit und Hartneckigkeit, von Selbstverleugnung und edelmüthiger Aufopferung — alles Quellen neuer Leiden — zum Vorschein, wie man ihn großen, unsterblichen Thaten gewidmet sehen möchte. Dauern der redliche Wille und die gute Kraft aus: so führt dies wohl mitunter zum Sieg: wo dies nicht der Fall, da tritt aber

alsbald das Wehe ein; das Klagen, Jammern und Weinen, der tragische Schrecken und das Entsetzen, wobei für den Zuschauer nur die Rührung übrig bleibt.



O es ist entsetzlich, wenn ein Barbar von Vater, eine eigensinnige Mutter das liebende Herz ihrer Tochter zerfleischen, indem sie über die von ihnen gemißbilligte oder maaßlos auflodernde Leidenschaft desselben, das kalte Sturzbad der Ueberlegung und weiser Vorsicht ausgießen. Es

ist grausam, höchst grausam, wenn der Stimme der Natur gegenüber, die stets für Liebende spricht, sich menschlicher Vorurtheile Anmaßung, die tyrannische Mode, oder selbst die Einflüsterungen mißgünstiger Engherzigkeit geltend machen. Ja, und es führt direct zur Verzweiflung, wo, unabänderlich den Trieben liebender Herzen entgegen, unerforschlich und unergründlich ein blindes Geschick waltet.



Die größten und mannigfaltigsten, daher aber auch interessantesten Herzens- oder Liebesqualen der Frauen ergeben sich indessen aus dem unmittelbaren Contact derselben mit den Gegenständen ihrer Liebe. Und es geht das sehr natürlich zu; schlicht und einfach erklären dies selbst die Gesetze der Mechanik. Wo Friction stattfindet, leidet

schon der rohe Stoff, wie viel mehr das zarte und feine Organ des Liebes=Mechanismus. Die Kriegszeughäuser sämmtlicher fünf Europäischen Großmächte können kaum mit so vielen verwundenden, ja vernichtenden Instrumenten und Maschinen ausgerüstet sein, als die Waffenkammern der Liebe dergleichen in sich bergen. Und die Kriegstaktik älterer, wie neuerer Zeit, wie die Geschichte der Feindseligkeiten aller Völker der Erde werden kaum eine größere Verschiedenheit von Kämpfen, von Angriffs und Vertheidigungsarten mit dabei verwendeten außerordentlichen Mitteln und obwaltend gewesenen merkwürdigen Umständen aufzuweisen haben, als in gleichem Bezuge der Welt Liebeshändel.

Wohl ist die Liebe ein süßes, ein Himmelsglück, wo sie ungetrübt genossen werden kann. Aber, wie wir schon früher gesehen haben, ihr Großmeister ist ein kleiner leichtfertiger, ja flüchtiger und leichtsinniger, selbst schadenfroher Bursch. Oft hat er den Grund des von ihm credenzten Bechers, der an seinem Rande nur von Freude schäumt und davon übersprudelt, mit Myrrhe und Aloë gefüllt. Ist der leichte süße Schaum in raschen Zügen hinweggeschlürft, oder wohl gar verdunstet, so bleibt nichts als Bitterkeit zurück — die Erinnerung an — ach! vergangene schöne Augenblicke: und ein ewig ungestilltes Verlangen erfüllt die Brust, die sich die schönsten Träume dauernder Freude hatte vorgaukeln lassen.

Wohl ist die Liebe ein süßes, ein Himmelsglück, wo sich mit ihrem Genusse die Ueberzeugung der Treue verbin=

det. Aber es sonnen sich in ihren Strahlen nur allzugern des Mißtrauens und des Argwohns Nattern, und — Wehe! wenn der Eifersucht Schlangenbiß sie vergiftet: dann fliehet die Seele auf immer der Friede und dem Herzen werden Martern bereitet, wie sie die Hölle nicht peinlicher ersinnen könnte, wie sie ein Ximenes nie schmerzlicher verhangen hat. In dem Busen, der vorher nur Sanftmuth, Wohlwollen und Zärtlichkeit bewohnten, toben dann wilde Leidenschaften; und Wuth und Rache, nach Außen, wie nach Innen gekehrt, üben ihre zerstörende Gewalt bis zur Selbstvernichtung. Gift, Dolch, Strick, Feuer und Wasser sind dann willkommene Mittel zu den schnödesten Zwecken.

Dennoch ist die Liebe ein süßes, ein Himmelsglück, wenn mit ihrem sichern Besitze, zugleich der der Güter des Glücks verbürgt ist. Doch walten darüber launisch die Schicksalsschwestern, die sich oft darin gefallen, Betrübte froh und Frohe betrübt zu sehen, Arme reich und Reiche arm zu machen. Wehe! wenn ein solcher Wechsel zum Schlimmen die Liebe ereilt: dann ist Noth und Jammer ohne Ende ihr Theil.

Gleichwohl ist die Liebe ein süßes, ein Himmelsglück, wenn sie unbescholten auf erlaubten Pfaden wandelt und nie davon rechts und links abschweift. Aber wenn sie leichtsinnig der Warnung Stimme verachtet, der Freundschaft Mahnung verschmäht, der zärtlichsten Fürsorge Bitten verhöhnt und ihre Schritte mit Schuld befleckt: dann wird

sie später oder früher, aber unausweichlich von der Reue ereilt, deren Qualen nimmer enden. Rings um das gequälte Herz liegen dann — ein Anblick des Entsetzens — starr und unbeweglich die Trümmer des Glücks, das sich vor dem Zustande der Schuld zu stolzer Höhe erhob, und Ansehn, Ehre und Achtung verhieß. Vergraben unter'm Schutte des versunkenen Baues modern dann die einst gehegten frohen Hoffnungen, alle heitre Aussichten und viel versprechenden Pläne von sonst, und auf den Hügeln ihrer Gräber sitzen grinzend der Hohn, der Spott und die Verachtung.

Ja, wo die Liebe mit dem Laster verkehrt: da jauchzen nur der Engel Schaaren, die aus dem Himmel vertrieben sind, während die darin zurückgebliebenen blutige Thränen vergießen, Thränen des Mitleids und der Bekümmerniß.

Gewiß, das hieß: wie ein rechter Sittenprediger sprechen. Aber wozu wird es helfen? Wird es weiser und klüger machen? Von der verderblichen Leidenschaft der Liebe abschrecken? oder auch nur das Interesse an den Geschichten unglücklicher Liebe im Geringsten schmälern?

Gewiß nicht. Das Herz müßte nicht das Herz und Weiber müßten nicht Weiber sein trotz allen Schlössern an den Thüren und Gittern vor den Fenstern. Es müßte nicht Jasminlauben in den Gärten und Balcone an den Häusern geben, umblüht vom Je länger je lieber, Maaß-

lieb, Veilchen und Vergißmeinnicht. Es dürfte der Mond nicht in der lauen Sommernacht scheinen und die Rose im Frühjahre Knospen treiben; die Lerche ihr fröhliches Lied nicht am Morgen singen und die Nachtigall im dunkeln Haine klagen. Es dürften nicht girrende Tauben auf dem Dache, verliebte Käfer im weichen Moose spielen. Die Libelle dürfte nicht die silberne Quelle umflattern, die goldne Fliege nicht summen in der Sonne Strahl und die Biene Honig saugen aus der Blume Kelch. Auf der plätschernden Welle dürfte nie eine Gondel schaukeln und der Zephyr weder eines Sängers noch einer Sängerin Lied zur Zitter oder Guitarre durch die Lüfte tragen. Aus der Harfe Saiten dürften nicht die Klänge der Wollust oder Schwermuth rauschen und der Flöte Geflüster müßte verstummen. Nie dürfte ein Käthchen unterm süß duftenden Hollunderbusche geschlummert und geträumt haben und was sie dabei geplaudert, von ihrem Erwählten belauscht worden sein. Nie dürfte in süßer Sentimentalität einer Ottilie das Herz gebrochen sein. Nie dürfte man Strickleitern erstiegen und danach Küsse um Küsse gewechselt haben, und was der romantischen Wagnisse mehr sind. Eine Zerline dürfte nie hinter ein Rosengesträuch oder in das Kämmerlein neben dem Tanzsaal geschlüpft, eine Elvire um eine Donna Anna verrathen worden und deren Vater im Zweikampfe gefallen sein. Nie müßte ein Clärchen vor'm Egmont gekniet und ein Gretchen in Doctor Faust's Schmuckkästchen geblickt haben. Auch müßte es nie gefällige Nachbarinnen und gutherzige Tanten gegeben haben und noch

geben. Kurz das Weib müßte nicht Weib und die Welt nicht die Welt sein, vor allem aber müßte der Hochbeinige Storch seinen langen Schnabel nicht so ohne Mühe und ungestraft in die Esse stecken und die kleinen Püppchen sans façon auf den Feuerherd werfen dürfen. So lange dies stattfindet und so vieles, was geschehen, nicht ungeschehen zu machen ist, wird es wohl mit der Liebe sein altes Bewenden haben.



XXVIII.

Die Mutter.

Zeugt es doch von einer seltsamen Verwechselung und Vermischung der Begriffe, und zugleich von einer eigenen Naivetät, wo nicht Trägheit des Denkens, anzunehmen, wie mitunter geschieht: jede Mutter müsse Frau sein, während man recht gut weiß, daß nicht jede Frau Mutter ist! — Wenn dies aber für eine ausgemachte Wahrheit gilt: kann es umgekehrt unwahr sein, wenn man behauptet: nicht jede Mutter sei Frau? Es wäre dies, wenn es anders wäre, allerdings in vielen Fällen nicht übel, außer diesen Fällen aber auch wieder recht schlimm.

Die Mutterschaft ist oft nur das Werk eines Augenblicks und ist unter Scherz nnd Tändelei zu erwerben, während der Frauenstand meist unter Sorgen und Mühen und häufig mit langem Harren durch unsägliche Opfer erkauft werden muß. Die Mütter bedürfen zu ihrem Gedeihen nur der Fürsorge und des Schutzes der allezeit gütigen Natur, während die Frauen, die Ehefrauen nämlich, nur durch sociale Verhältnisse und Bestimmungen, durch Menschensatzung zu Frauen werden. Die Pflichten der Mutter lehrt ein natürlicher Instinkt und ist gegen dieselben bei einigem guten Willen nicht leicht zu fehlen; die Pflichten der Frau von des Menschen Weisheit und Witz erdacht, durch Sitte, Convenienz und Mode bestimmt, sind dagegen oft von einem Alltagsverstande kaum zu fassen, und, ihnen nachzuleben, viel schwerer.

Bedenkt das wohl, ihr Herren der Schöpfung und laßt es Euch als ernste Mahnung zur Geduld und Nachsicht gegen Eure Frauen dienen, wenn diese ihren Obliegenheiten nicht immer so genau, als Ihr es wohl wünschtet, nachzukommen scheinen. Es ist ihnen ein Schweres auferlegt und dies um so schwerer zu tragen, je häufiger sie die Pflichten der Frau und Mutter zugleich erfüllen sollen, was beim heutigen Weltlauf einmal nicht immer ausführbar ist. Ja, wäre ein Ausweg zu ermitteln, wie beide Functionen streng von einander abzusondern wären; das wäre wohl eine Aufgabe eines hohen Preises würdig. Setzt man doch für ungleich unbedeutendere Gegenstände dergleichen aus. Wie viele Mühen und Beschwerden würden durch Lösung dieses Problems dem zarten schwachen Geschlechte abgenommen, wie vieler Unfriede und wie viele Ungemächlichkeit vom Ehe- und Hausstand abgewehrt werden.

Doch nur Geduld! unsre erfindungsreiche Zeit, die ja Unglaubliches schon geleistet hat, und in stetem Vorwärtsschreiten begriffen ist, wird auch hierin nicht stille stehen. Ja, hat die Civilisation, so weit sie zur Zeit ihre außerordentlichen Hebel hat in Thätigkeit setzen können, nicht schon Erstaunenswürdiges in diesem Betracht geleistet!

Welche Mutter von schwächlicher Constitution, von Vermögen oder hohem Stande befaßt sich heutiges Tages noch mit der Ernährung ihrer Leibesfrucht, sobald sie einmal dieser Bürde ledig worden ist? Nur arme oder von Vorurtheilen befangene Mütter quälen sich noch mit dieser

altväterischen, längst verbrauchten Herrkömmlichkeit ab. Nur unter wilden Völkerstämmen und Heiden von gelber, brauner und schwarzer Farbe, folgt man dem thierischen Instinkte und säugt seine Jungen. Wo aber das Glück der Cultur hingedrungen ist, da hat man längst die schöne Erfindung des Ammenwesens gemacht. Ja ganze Länderstriche in den aufgeklärten Christenstaaten haben, wie der Zeitgeist das mit sich bringt, als ergiebigen Industriezweig sich das Ammenwesen ausersehen, und betreiben das Geschäft fabrikmäßig mit Erfolg, in's Große. Daß göttliche und menschliche, wie Naturgesetze dagegen sprechen, hat nichts zu bedeuten. Sind doch die Tafeln, worauf diese geschrieben sind, längst vom Zahne der Zeit und allerlei Gewürm zerfressen und durchlöchert. Warum dem edelsten Naturtriebe folgen und eine der heiligsten Mutterpflichten erfüllen, wenn man den damit verbundenen Ungemächlichkeiten ausweichen und für etwas klingende Münze eine Lohnmutter haben kann?

Uebrigens sind noch andre Vortheile, die dadurch erreicht werden, fast nicht zu berechnen.

Man bedenke nur, welche Annehmlichkeit für die Wöchnerinn: wenn sie, sogleich nach der Strapaze ihrer Niederkunft, ohne sich im Geringsten um ihr Kind kümmern zu dürfen, nur an ihre eigne Reconvalescenz zu denken braucht. Was für eine herrliche Sache: wenn man, nach den glücklich überstandenen neun Tagen der Gefahr, bereits den Gelüsten seines Appetits wieder fröhnen und ungehindert frische Kräfte sammeln kann. Die fast ein Jahr lang ge-

fürchtete Catastrophe liegt im Rücken und die Zukunft er=öffnet wieder die Aussicht auf Genuß und Freude, da die Sorge für den Säugling fremden Händen übertragen ist. Bei solcher Bewandtniß, was hat da ein Wochenbett für große Schrecknisse und Widerwärtigkeiten?

Vielleicht, daß das sonst gehaßte Häubchen auf den Kopf gesetzt werden muß? . . . Nun, dafür war ja der Putzmacherin auf die Seele gebunden, dasselbe nach dem neuesten Geschmack zu fertigen, die feinsten Spitzen dazu auszuwählen und die Atlasschleifen darauf vom zartesten Rosa. Wenn sich also die Genesende, damit geschmückt, im Spiegel erblickt und beiläufig die angenehme schmachtende Blässe des Gesichts, von der wiederkehrenden lieblichsten Röthe wie angehaucht, bemerkt, und — und — und — — was ließe sich hier nicht alles der weiblichen Eitelkeit Schmeichelhaftes anführen? — ei! da blinkt ja, freundlich überrascht, das Auge sich an. Das sind ja ganz neue Reize, die da wieder zum Vorschein kommen. . . . Etwas mühevoll waren zwar einige der vergangenen Tage: aber der Lohn für die bewiesene Ausdauer und Geduld — ei! der war ja nicht theuer genug zu erkaufen! — Bei der Tauffeierlichkeit, die wenigstens sechs bis acht Wochen auf=geschoben wird, einmal, weil der Aufschub dieser heiligen Handlung nicht in Betracht zu kommen braucht, und dann, weil, und zwar hauptsächlich, diese Zeit zur gründlichen Stärkung der Mutter verwendet werden soll, erscheint R o s a als wahres Röschen wieder. Ja bezaubernd, hinreißend finden sie ihre und ihres Mannes Freunde. — —



Das würde aber in das Reich der Unmöglichkeiten gehören, wenn sie sich mit der Ernährung ihres Säuglings befaßt hätte.

Dem ärmsten Wurme sind zwar dadurch, daß sie das nicht gethan hat, Leiden erwachsen. Die erste und zweite Lohnmutter standen nämlich dem wählerischen, delicaten Wohlschmecker nicht an; er schien sogar etwas an Kolik zu leiden, bekam häufiges Erbrechen und andre Zufälle, die sein schwaches Lebensflämmchen fast auszulöschen gedroht hätten. Aber da das Geld des Herrn Gemahls und Vaters nicht geschont wurde, so konnte ja noch eine dritte Amme herbeigeschafft und konnten drei oder vier Aerzte zu

Rathe gezogen werden. Danach hat sich der Wurm zufrieden gegeben, und — Alles geht seitdem vortrefflich und nach der Mutter Wunsche. —

Sollten sich aber doch mitunter einige Unannehmlichkeiten in der Kinderstube zutragen: nun, das schadet nichts. Mamma betritt in der Regel die Schwelle dieses Zimmers nicht. Dränge ihr aber ja einmal daher ein lästiges Geschrei zu Ohren, so läßt sich dem ausweichen. Zwischen der Kinderstube und dem Gastsalon sind vier bis fünf Thüren zum Abschließen. Außerhalb des Hauses giebt es Promenaden die Menge, zum Wandeln und zum Fahren. Am Spiegel stecken für jeden Tag der Woche Einladungen in Auswahl zu Diners, Soupés und Kränzchen. Die Loge im Theater ist abonnirt. Die Bälle und Assembleen drängen sich. Was kann also der guten Mutter von ihrem Kinde für Ungemach erwachsen?

Waltet über ihrem Haus- und Ehestande ein günstiges Gestirn, so erfreut sie sich vielmehr geraume Zeit eines ziemlich beständigen Glücks. Binnen drei und wieder drei und nochmals drei Jahren kehren in der Regel zwei — zwei und nochmals zwei Kindbetterinnenfieber wieder, die mit geringen Variationen und in Nebendingen jedesmal ungefähr, wie das letzte Mal überstanden werden, wenn sich früher nicht das Sprichwort geltend macht: Routine verhilft zur Meisterschaft. Wo dies der Fall, nun da ist das Glück um so größer, und das Maaß der Mutterfreuden füllt sich je nach der Zahl der vom Stamme gefallenen Früchte. Folgen in hübsch gleichmäßigem Wechsel aufein-

ander Knaben und Mädchen: so ist das meist eben so nach Wunsch und Geschmack des Vaters, wie der Mutter, und hilft den ehelichen Frieden bewahren.

Trägt sich aber ein Sterbefall zu; rafft der unerbittliche Tod einen der hoffnungsvollen Sprößlinge in ein frühes Grab: — welche Mutter gäbe es da, die nicht von Kummer und tiefem Schmerz heimgesucht würde und bittre Thränen um ihren Liebling vergösse? — Achtung diesen Thränen, diesem Schmerz und Kummer! —

Aber unmäßiger Schmerz kann selbst verhängnißvoll werden! Wenn kein Trosteswort anschlägt, selbst die Aussicht in die Zuknnft unberücksichtigt bleibt, und der erlittene Verlust unabänderlich für unersetzlich erklärt wird: woher dann noch Beruhigung und Balsam für das wunde Herz nehmen?

Nun, die gütige Natur, die alles vorherbedacht hat, und selbst, wo des Menschen Witz an seiner Grenze steht, noch Rath schafft, ausgleicht, und, was schlimm war, wieder gut zu machen weiß, sie hat auch hier auf Hülfe gedacht, und diese für alle Fälle in des Weibes eigne Brust, in des Weibes Auge und seiner Toilette Spiegel gelegt. Der Spiegel sagt Viel, er sagt Alles, was eine in kleidsame Trauer gehüllte hübsche Mutter trösten kann. Und sollte denn diese vor ihrer eignen Erscheinung, vor dem Ausdrucke ihrer Züge erblinden? Es liegt in diesen Zügen eine Wehmuth, und in dieser Wehmuth ein Reiz — und wenn man einen großen Verlust erlitten — ach! so macht man ja so gern den Schmerz darum zum Inniggelieb-

ten! — Wo aber die Liebe im Spiel, da giebt es für Frauen stets neues, freudiges Leben.

* *
*

Wäre der häufige Wechsel der Kinderfrauen nicht, würde von Zeit zu Zeit die Wahl einer neuen Bonne nicht nöthig, welcher Sorge sich Madame vorzugsweise doch mit unterziehen muß, um die Kinder nicht unbeaufsichtigt sich allein zu überlassen: so würde Madame ihren Lieblingsneigungen so ziemlich ihre ganze Zeit widmen können: denn sie hat ihren Gemahl dahin vermocht, ihr in allen Stücken eine so gemächliche Existenz, wie irgend möglich, zu vergönnen. Aber im Genusse einer vollkommenen Ruhe soll nun einmal selbst eine glückliche Mutter und eine über ihren Eheherrn Alles vermögende Gattin nicht sein. Ein Störenfried muß überall sein; und sollte er als Kinderfrau oder Bonne auftreten. Ach, über die lästigen Domestikenverhältnisse!

Zwar geben dieselben bisweilen einer Haushaltung ihr gar nicht übles Ansehen: und je mehr Sorgfalt auf die Wahl des Personals gewendet zu werden scheint, dem man seine Kinder überläßt, um so mehr Lob muß der aufmerksamen Mutter derselben von der Welt gespendet werden. Dennoch haben die Verhältnisse ihr Lästiges.

Glücklicherweise sind in unsern Tagen, in denen man die Annehmlichkeiten des Lebens zu fördern, so unermüdlich bedacht ist, auch hiergegen zahlreiche Abhülfsmittel erdacht und ausfindig gemacht worden. Stadt und Land sind mit Erziehungsanstalten und Pensionaten übersäet. Da bringt man die Lieblinge seines Herzens unter, übergiebt sie, wie

sie verheißen ist, der liebevollsten Pflege, und bedingt sich die ausgesuchteste Bildung des Geistes wie Herzens aus. Man hat da, nach dem jährlich ausgegebenem Programme, nur zu wählen — ungefähr wie im Gasthause Wein und Speise nach der Karte — welche Wissenszweige und welche Künste man vorzüglich cultivirt zu sehen wünscht; desgleichen welche Nahrung den Zöglingen verabreicht, und wie viel an frischer Luft ihnen täglich zugemessen werden soll — denn das ist alles für baares Geld zu haben. — So werden die Stipulationen auf das Gewissenhafteste erfüllt nnd daheim braucht sich Mamma weder um Kinderfrau noch Bonne mehr zu kümmern, wie sie vor ihrem Gewissen ihren Mutterpflichten stets zu genügen versteht.

Ist es einer zärtlich besorgten Mutter gelungen, über den Kreis ihrer Lieben auf solche Weise zu verfügen, wie gütlich kann sie sich dann thun, wie ruhig und zufrieden der Zukunft entgegenblicken!

Wie viel Zeit hat sie nun für ihren guten Gatten übrig, dem das Leben angenehm zu machen, ihr einziger Gedanke ist! Wie kann sie so manche Stunde ihren Freundinnen und Freunden widmen und sich selbst ohne Bedenken so mancher unschuldigen Freude hingeben! Weiß sie doch ihre Kinder in den allerbesten Händen.

O daß diese schöne Zeit der Ruhe nimmer enden möchte! .... Das soll aber nicht sein: es kommt der Tag, an welchem die Töchter des Hauses zu ihrer liebenden Mutter zurückkehren, und mit ihm beginnt für diese eine Zeit harter Prüfung. Ungewohnte Kämpfe müssen

fortan gekämpft werden; alle Sinne und Gedanken sollen eine, von der bisher beobachteten, völlig verschiedene Richtung annehmen; den Ueberresten der Mädcheneitelkeit, von welcher, gänzlich sich zu trennen, so schwer fällt, soll nun auf immer entsagt und überhaupt die schwere Kunst der Resignation geübt werden. Welche Riesenarbeit für ein weibliches Herz.

Nicht eine der Galanterien, an welche die noch ganz hübsche Mutter seit so lange gewöhnt ist, wollen seit der Rückkehr der Töchter in's Haus, mehr ihre Richtung, wie ehemals, zu ihr nehmen. Höchstens auf dem Umwege, an den Töchtern vorüber, gelangen noch gewisse Artigkeiten bis in ihr Bereich. Doch die meiste Aufmerksamkeit ist jenen zugewendet. Und der Neid und die Eifersucht sind doch zu häßliche Eigenschaften, zumal wenn sie eine Mutter gegen ihr eignes Blut erfassen wollten! — Bewahre! dergleichen kann niemals vorkommen. —

Nur das Ungewohnte des neuen Verhältnisses hat sein Schwieriges und Unbequemes. Man ist von den Augen und Ohren seiner Kinder ohne Unterlaß belauscht: man muß ihnen gegenüber eine gewisse Würde beobachten; darf sich kein Dementi geben; gewisse Gespräche müssen mit ernster Miene überwacht werden; zu manchem Scherze oder Witzworte, die im Grunde gar nicht übel sind, muß aus besonderen Rücksichten ein leises Kopfschütteln die mütterliche Mißbilligung zu erkennen geben; ja es müssen Unterhaltungen in Gang gebracht und gepflogen werden, die ihrer Form, wie ihrem Inhalte nach weder nach eigenem

Geschmacke sind, noch aus des Herzens Grunde stammen. Man liebt seine Kinder so zärtlich: aber man ist denn doch auch sich selbst nicht gram. Gewiß das giebt Aufgaben zu lösen, die höchst schwierig sind: man soll ganz Güte, ganz Liebe sein, und doch das eigne Herz bezwingen. Wie viel Besonnenheit wird dazu erfodert!

Zeit, nur Zeit vermag da helfend oder vermittelnd einzutreten. Zeit bringt zur Besinnung, schafft Rath, zeigt Auswege und läßt Verhältnisse reifen, die für erlittenen Verlust entschädigen, ja wohl selbst unerwarteten Gewinn gewähren.

Eine solche von neuem beglückende Epoche beginnt für die Mutter, wenn sich die Freier der Töchter in ihren Häusern einfinden. Die Zeit hat für gewisse Ansprüche die Mütter dann hinlänglich mit Entsagung ausgerüstet. Der Respect und das Vertranen, welche ihnen die Liebhaber der Töchter entgegen bringen, gewähren ihnen für das Versagte einen Ersatz, der nicht zu verachten ist. Es bietet sich ihnen die Gelegenheit, über zweier Menschen Geschick zu entscheiden, einer geliebten Tochter Glück durch eine glänzende Partie zu begründen. Aus diesem Bewußtsein erwächst in der Brust ein Selbstgefühl, ein Gefühl von Bedeutung und Machtvollkommenheit, wie diese in des Weibes Wirkungskreisen sich nur seltner zeigen, aber deshalb auch immer um so willkommener sind. Selbst die Liebe, wenn auch mit andern Prärogativen ausgerüstet, als sie bisher dem Herzen bekannt war, beginnt in demselben eine neue Rolle zu spielen. Sie darf sich unver-

holen einem jungen Manne zuwenden, der künftig — Sohn genannt werden soll. — So mischen sowohl Erinnerung an vergangene Zeiten, wie die Aussicht in die Zukunft Genüsse für die Gegenwart in dem Kelche der Freude, wie sie zuvor nie geboten wurden. —

O wie süß, wie angenehm ist es, Mutter zu sein!



XXIX.

Der Frauenstand.

„Jeder Stand hat seine Plage;
Jeder Stand hat seine Lust!
Nutze Deines Lebens Tage!
Thue redlich, was Du mußt!"

Das ist alles recht gut und bald gesagt: aber zum Theil viel leichter gesagt, als vollbracht. Die Anforderungen an die Frauen sind im Laufe der Zeiten ganz enorm gestiegen, heutiges Tages haben sie das Unglaubliche erreicht. Und kehrte ein Cicero wieder, und unternähme es, ein Buch über die Pflichten des Eheweibes zu schreiben: er sollte Mühe haben, es zu Stande zu bringen. Wo aber schon die Theorie ihre Schwierigkeiten hat, was ist da erst von der Praxis zu fürchten? Nicht nur sind die Pfiichten der Moral im Allgemeinen, aber im strengsten Sinne des Worts, den Frauen zur Gewissenssache gemacht, sondern sie sollen sich auch ganz besondere, eheliche und häusliche Pflichten angelegen sein lassen; dabei so manche gesellige Geschicklichkeit und Kunstfertigkeiten zeigen und vor allen Dingen bei der frommen Richtung, welche die Geister in neuester Zeit genommen haben, alle christliche Tugenden in ihrem ganzen Umfange üben. Welche Riesenlast auf schwachen Schultern! Man erschrickt vor dem bloßen Namensverzeichnisse aller der Obliegenheiten, die den Frauen aufgebürdet sind: ihre Zahl ist Legion.

Und die armen, so gut wie Einer, oft nur mit schwachem oder kurzen Gedächtnisse Begabten sollen sie unaufhörlich nicht nur vor Augen, sondern auch zu Händen nnd in Uebung haben? Gewiß nur ein Barbar könnte das mit äußerster Strenge verlangen.

Es ist ein Glück für die Frauen, daß ihnen die Uebung dreier christlicher Cardinalspflichten, die des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, bei Erfüllung ihres schweren Berufs selbst schon Trost und Beistand gewährt, daß manche Frauen diese Pflichten sogar zu reichlich lohnenden Tugenden zu erheben verstehen; denn oft gehen sie nur durch die Stärke ihres Glaubens, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung, aus zweifelhaften Kämpfen als Siegerinnen hervor. Ohne Glauben — fehlte ihnen der Anker zu ihrer Lebensweise; — ohne Liebe — das Bewußtsein ihres Lebens selbst; — ohne Hoffnung aber — der Muth und die Kraft bei den tobenden Stürmen die brandenden Wogen des Lebens zu durchsegeln.

Aber mächtig sind sie, wo sie glauben können; mächtig, wo ihnen die Liebe winkt; und aller Macht Inbegriff strotzt aus ihren Adern, wo ihnen die Hoffnung den Busen schwellt. Ausgerüstet mit diesen drei Potenzen fodern sie die Welt in die Schranken und die Kränze, die damit zu erringen sind, werden ihnen häufig genug zu Theil.

Wohl ist es zu beklagen, daß es mit so mancher andern christlichen Tugend sich nicht eben so verhält. Häufig

leiden nämlich die Frauen Mangel daran, nur weil in ihrem elterlichen Erbtheile sich nichts daran vorgefunden hat; oder weil bei ihrer Erziehung und ihrem Unterrichte darauf nicht Rücksicht genommen wurde. Allerdings ist so mancher Lehrbegriff wohl zu schwer für des Kindes Fassungsgabe. Auch ist für unsre Zeit so Manches veraltet; Manches müßte im Zusammenhange mit andern Dingen vorgetragen werden, was man unsrer Jugend lieber vorenthält. Später findet sich weder Zeit noch Gelegenheit, das nachzuholen, was früher aufgeschoben wurde. Und so folgt aus Unkenntniß — Entbehrung.

Mancher Ehemann hätte gern ein gottesfürchtiges und gottseliges Weib; aber der Saame dazu wurde nicht zu rechter Zeit in des Liebchens Herz gestreut: und wo keine Saame, gedeihet keine Frucht. Es giebt Zeiten, in welchen ein andächtiges Gebet zu verrichten noth thäte und wohl thun würde; aber man hat diese Gewohnheit der Alten aus der Uebung kommen lassen.

Die Einfalt des Herzens, die Demuth, Sanftmuth und Bescheidenheit sind Eigenschaften, welche einer jeden Frau zur schönsten Zierde, wie zu ihrem und ihres Gatten großem Glücke dienen müssen. Aber gleich exotischen Gewächsen sieht man sie nur hie und da noch anbauen und pflegen. Ihre Abwartung ist mit zu großer Mühe verbunden; sie gedeihen unterm Einflusse unsrer heutigen Moden und Sitten zu schwer.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Herzens. Die Bedürfnisse der Zeit verlangen gebieterisch schon frühzeitig ganz andre Dinge zu berücksichtigen. Die Blüthen des Geistes, mit Industrie und Kunst verschwistert, machen auch ihre Rechte geltend. Da müssen die bescheideneren Mahner zurückstehen; und es muß dem Zufall anheimgegeben werden, was aus ihnen werden soll.

Die Dankbarkeit des Gemüths und die Barmherzigkeit stehen unter gleich ungünstigem Verhältnissen und Einflüssen. Oft findet sich zur Uebung jener durchaus keine Zeit, für diese aber keine Gelegenheit. Zugleich erfodern Beide einen ziemlichen Grad von Sensibilität. Diese mußte aber auf ganz andre Gegenstände hingerichtet werden.

Endlich nimmt die Seele ihr Reinigungsbad in ihrem eignen Gewissen. Menschliche Klugheit gleicht aber oft nur menschlicher Thorheit. Und des Menschen Weisheit ist Kurzsicht und Wahn.

Welchen Stand bei so bewandten Umständen ein Weib und zwar ein Eheweib einnehmen kann? — dürfte sehr schwer zu errathen sein.

Doch nur ein Schelm thut mehr, als er kann. Wem eine zu schwere Bürde an Christenpflichten auferlegt wurde,

der übt seine Kräfte zunächst in anderen leichteren, bis er zu jenen sich tüchtig fühlt. Und der Ehestand bietet dem Weibe vielfache Gelegenheit zur fortwährenden Steigerung seiner Versuche darin.

Das Sprichwort sagt: aller Anfang ist schwer. Beim Ehestande ist das nicht der Fall: denn er beginnt, wo sonst alles in gehöriger Ordnung ist, mit den Flitterwochen. Da ist aber nichts, was einer Frau schwer fiele, als etwa: den Flammentrieb der Liebe zu dämpfen. Dazu wird sie von ihrem Gatten in der Regel nicht veranlaßt. Vielmehr bildet dieser Trieb den Centralpunkt, nach welchem sich alles Andre zu richten hat, um den sich alles Uebrige dreht, was in dieser Zeit für ein Ehepaar noch von Interesse ist. Die Flitterwochen sind die schöne Zeit, in welcher man für möglicherweise vorkommende Fehler so eigentlich gar keine Augen hat, oder wenn man Fehler bemerkt, daran willig seine Geduld übt. Es ist das die schöne Zeit der Nachsicht gegen Schwächen oberflächlicherer Art, der ununterbrochenen Freundlichkeit und der zuvorkommenden Aufmerksamkeit; die Zeit der Selbstopferung und völliger Hingebung, in welcher besonders die eheliche Treue fleckenlos, wie die Sonne, am heitern Firmamente strahlt. Eine Frau, die bereits hierbei saure Gesichter machen, oder sich überlastet fühlen könnte, für die dürfte wohl der Ehestand überhaupt nicht geschaffen sein, die thäte besser, in's Kloster zu gehen. Bei ihrer Unnatürlichkeit können dergleichen Erscheinungen aber fast nicht vorkommen. Mit

allem, was aus dem Bereiche der Liebe stammt, oder dahin strebt, oder damit in irgend einer Beziehung steht, sind die Frauen bald befreundet: denn die Liebe ist aller Heimathland und ihren Anfoderungen bemüht sich selbst die Unbegabteste zu genügen, auch die Ungeschickteste, wenn es deren gäbe, wüßte damit umzuspringen. Ach die schönen Flitterwochen! — —



Warum müssen sie so flüchtig sein? Warum müssen ihnen, die stets in hellem Festgewande auftraten, fast unmittelbar andre im dunkeln Alltagskleide folgen? — Ach! nach der Liebesfreuden Zuspruch sind die Sorgen so häß=

liche Gäste, und nach der Poesie schmeckt die Prosa so fad. —

Doch der weibliche Beruf ist viel umfassend. Sollen Genuß und Freude im Kreislauf wiederkehren: so müssen auch der häusliche Wohlstand bedacht und mit der Gesundheit die Zufriedenheit erhalten werden. Gute Hausfreunde, die während des Flitterwochenfiebers nicht selten außer Acht gelassen wurden, Besonnenheit und Bedachtsamkeit müssen in ihr Recht eingesetzt; Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, die beim Fluthen der Leidenschaft mitunter auf's Trockne geriethen, wieder flott gemacht werden, und mit einer geregelten Thätigkeit muß Mäßigkeit im Genusse in ein zweckmäßiges Wechselverhältniß treten.

Doch gewiß, das sind schwierige Aufgaben, und besonders, wenn sich dazu die Mahnung zur Wirthlichkeit und Sparsamkeit gesellt, woran der Ehemann bisweilen mehr Geschmack findet, als der Ehefrau willkommen ist.

„Ach! wer hätte das geglaubt? — Davon war mir früher in der Brust nicht eine Ahnung: hört man wohl dann die Frauen klagen. — Bei so viel anscheinender Sorglosigkeit des Gatten, dessen Zunge stets nur von liebevollen Worten überfloß, dessen Herz und Sinne nur für zärtliche Gedanken zugänglich schienen, den der Besitz nur

glücklich machte, weil er ohne Rückhalt seinem lieben Weibe dadurch Freude schaffen konnte; wie ist es möglich, daß in dessen Herzen auf einmal eine so Alles umfassende Genauigkeit, ja fast ängstliche Berechnung Raum gewinnen konnten? . . . . . Ach es steigen darüber aus der beklommenen Brust der jungen Ehefrau so manche Seufzer auf. Sie hatte ja bei ihrer Vermählung nur an die Liebe, nur an die Flitterwochen und an nichts anderes gedacht. In ihres Mannes Zügen hatte sie bisher nur Lächeln und Freundlichkeit, aber nie des Ernstes Gewölk bemerkt.

Es sind dies höchst bedenkliche und wahrhaft critische Momente, die oft über Hausfrieden und Eheglück für geraume Zeit entscheiden. Und ist irgendwo ruhige Besonnenheit, Geduld und Klugheit vonnöthen — o! hört auf meine Stimme, alle, ihr bedrängten und bedrohten Ehemänner! — so ist es in den Augenblicken dieser Prüfung.

Hütet Euch in derselben vor allzugroßer Milde wie vor allzu großer Strenge. Die Eine wie die Andre könnte Euch übel dienen. Euer Wille sei fest, aber Euer Wort sei sanft. Nicht mit stürmenden Ungestüm verlangt, daß die liebende Gattin sogleich auch die vollkommene Hausfrau sei. „Gut Ding will Weile haben!" sei über jeden Ausgang und Eingang Eurer Behausung geschrieben. Nur die Beachtung dieses Spruches kann Euch die gewünschte Ruhe erhalten. Madame wird dabei inne werden, daß Unterbrechungen im Liebesrausche demselben einen um so

stärkern und ausdauernderen Reiz verleihen. Die Stunden der Nüchternheit verhelfen, so ein gütiges Geschick es will, zu der Erkenntniß: daß es außer den Freuden der Liebe auch noch andre Unterhaltung, ja sogar nöthige Beschäftigung giebt. Dank dem Himmel, wenn sich von selbst Geschmack für neue Gegenstände und Verhältnisse einfindet! Denn ohne diesen Glücksumstand pflegt sich nur allzuleicht Langeweile und mit dieser ein Heer von Friedensstörern im Haushalte einzunisten. Sei es Wißbegier in einem Kunst- oder Wirthschaftszweige, sei es irgend ein Thätigkeitstrieb, die sich, nach genossener Flitterwochenzeit, der Sinne einer gutartigen Ehefrau bemächtigen, für beide danke der Ehemann seinem himmlischen Schöpfer: denn er kann danach wie auf den Besitz eines liebevollen, auch auf den eines raisonnabeln Weibes hoffen, was von manchen Männern höher, als alles andre angeschlagen, ja sogar für eine Seltenheit gehalten wird.

Dennoch ist damit bei Weitem nicht Alles gewonnen, vielmehr einem jeden Ehemanne recht sehr zu rathen: er möge sich der Sorglosigkeit oder Unachtsamkeit in Betreff der Wißbegier und des Thätigkeitstriebes seiner lieben Frau ja nie überlassen: denn da diese verschiedene Wahlen treffen, sich dabei aber vergreifen und irren kann — denn welcher Mensch irrte nicht? — so ist es wohl jedenfalls besser, sich in Zeiten zu bewahren, als später beklagen zu müssen.

Also stehe jeder Ehemann seiner Frau in der Wahl ihres Zeitvertreibes redlich bei und entziehe ihr selbst Be-

aufsichtigung und guten Rath nicht, wenn ihre Wahl getroffen ist. Man geräth, wenn man sich allein überlassen ist, nur allzuleicht auf Sonderbarkeiten und abenteuerliche Abwege, von welchen wieder umzukehren eigenthümliche Schwierigkeiten hat.

XXX.

Individualitäten.

Es giebt Frauen, die sich ihrer Wirthschaft mit einem Feuereifer widmen, der an's Unglaubliche grenzt. Dennoch hört man: daß sie sich damit die Zufriedenheit ihrer Männer keineswegs verdienen können. Sie sind die Ordnung, Reinlichkeit und Sauberkeit selbst. Dabei pflegt es aber zu geschehen, daß aus den Gemächern des Ehegemals die Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit entweichen, nicht ein Buch und nicht ein Blatt Papier auf ihren Plätzen liegen bleiben und wieder zu finden sind; desgleichen, vor lauter Scheuern und Reinigen, die Zimmer nicht anders bewohnt werden können, als in Gesellschaft vom Schnupfen, Husten und tausenderlei andern Uebeln.

Es werden die Dienstleute von derselben guten Wirthin mit einer exemplarischen Wachsamkeit beaufsichtigt. Nicht das kleinste Versehen geht denselben ungeahndet durch.

Auf den geringsten Anlaß erfolgt die strengste Zurechtweisung in einer anhaltenden Strafpredigt. Man sollte auf die allerprompteste und beste Bedienung in dem Hause schließen können. Doch ist das nicht der Fall. Die Leute sind unfreundlich, verdrossen, ja stöckisch. Weder weibliches noch männliches Personale hält über vier Wochen im Dienste aus. Die Klagen und das Beschwerdeführen, wie der Verdruß und Aerger nehmen kein Ende. Den Frieden soll — kann aber der Mann nicht immer stiften. — Und die gute, nur für ihre Wirthschaft eifrig bemühte Frau kommt in den Ruf einer — — ?.

Macht sie dagegen einmal den Versuch, ihren Leuten mit Güte, Liebe und Nachsicht zu begegnen, so will ihr Unstern, daß sie wieder das richtige Maaß und Ziel verfehlt, den Respect verliert, dabei Alles drunter und drüber geht und sie selbst in den Ruf einer — allzuguten Frau geräth.

Hat sie die Caprice, für eine eben so sparsame Wirthin, als, wo es gilt, für eine, in den Küchenkünsten und luxuriösen Tafelfreuden wohlbewanderte, Hausfrau gelten zu wollen, so schreibt sie abwechselnd Fast- wie — Pamptage aus. Beide sind für die Gesundheit, wie für die Casse des Mannes von den übelsten Folgen: denn was für diese unmäßig aufgewendet wird, das muß nach jenen, nicht weniger, als für diese, noch dem Arzt und Apotheker entrichtet werden.

Wie noth thut also hier des Mannes guter Rath und Zügel.

* * *

Der Mensch kann nicht bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit schön sein, ohne zugleich ein schönes Gemüth zu besitzen, sagte Ernst Wagner: Darauf fußend giebt es andre Frauen, die in dem Bewußtsein, dem schönen Geschlechte anzugehören und zugleich ihres Geistes eingedenk, nicht Anstand nehmen, sich der Schöngeisterei in die Arme zu werfen, nur um ihre Zeit angenehm und unschuldig hinzubringen.

Eine weise Wahl — sollte man denken, ach! — und ein lobenswerther Zeitvertreib! Die Glücklichen, und was ihrem Zauberkreise sich nahen darf, also auch den Gatten nicht ausgenommen, umschwimmt eine Athmosphäre voll von süßem — poetischen Blüthendufte. Der kühne Flug ihrer Phantasie schwingt sie zu sonnigen Gipfeln, und des Alltaglebens Misère liegt tief unter ihnen, so lange das Auge in schönem Wahnwitz rollend, von der Erde zum Himmel und vom Himmel zur Erde niederblitzt.

Die schönen Momente der Verzückung und Entrückung aller irdischer Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit, warum aber dürfen sie nur Momente sein? — Warum hängen sie von der Botmäßigkeit der rauhen Wirklichkeit ab, die rücksichtslos mit eisiger Hand die fieberglühende Wange und Stirn der Poesie berührt; das Erhabene und Schöne

mit dem Gemeinen und Häßlichen vermischt; das Aeonengetön und den Seraphgesang mit der Trommel, Klapper und widrigem Kindergeschreie übertäubt; anstatt der geistigen hohen Genüsse des Leibes nothwendige Nahrung empfiehlt, und für das Seltne und Auserwählte nur das Alltägliche und leidige Bedürfniß bietet? Warum tritt sie,



die Wirklichkeit, gestiefelt und gespornt in die Räume, über deren blumenbestreuten Boden nur Elfen-, Sylphen- und Amorettengestalten schweben sollten, und mahnt, während

zephyrlaue Luft lieblich den Busen umspielt, an des Lebens Prosa zum Spazierritte, im schweren Reitkleide, auf dem steinigten Pflaster, dem kalten Nordwind entgegen? — —

O über der Männer unleidige Sucht, zu gebieten und den Zügel zu führen! —

* * *

Aber welch ein Trost bleibt dem Manne, dessen Weib sich das unglückliche:

„Männer leben, um zu handeln;
„Um zu dulden lebt das Weib.“

zum Wahlspruche erkoren hat? — Mißverstand läßt hier als Gebot betrachten, was nur ein Ergebniß zeitweiliger Erfahrungen ist. Und die Erfahrung, daß Leiden Interesse erregen, führt zu dem Entschlusse, das Leid zum Zeitvertreib zu erwählen, die Klage zur Erholung, um sich zu jeder Zeit fremder Theilnahme versichern zu können.

Es ist das ein böser Zauber, der sich zugleich auf Leib und Seele einer Frau niederläßt. Er ist schlimmer, als der Alp, der nur in nächtlicher Weile neckend den Schlummer beschleicht, während jener seine Opfer mit unaufhörlichen Qualen heimsucht.

Ist eine solche Pathophila sich allein überlassen, so plagen sie ihre eigenen Phantasien. Aus dem Gewühle

der Menschen bringt sie Langeweile oder Migräne nach Haus. Lectüre verursacht ihr Nervenzufälle. Musik oder Gesang legen sich wie Blei auf ihr Hirn. In des Feuers Nähe empfindet sie Fieberfrösteln, und des Abends Kühle setzt ihr Herz in Wallung. Auf dem Balle ergreift sie ein unwillkürlicher Schwindel. Im Theater hat sie Zufälle völlig unbeschreiblicher Art. Und so oft sie einen Gesundheitsthee oder eine Panade genießen soll: im Augenblick bekommt sie Magenkrampf.

Nur während sie schläft, oder während der Tafelfreuden stellt sich Vergessenheit ihrer Leiden ein. Glücklicherweise liebt sie Näschereien, Backwerk und selbst wohlschmeckende Arzneien, ja sie ist gewissermaßen Gourmand, hat dies bei ihren verschiedenen Leidenszuständen durch fleißiges Experimentiren mit allerlei Genüssen werden müssen. Sie weiß genau, wenn ihr Schnepfe und Fasan, Ente oder Indisches Huhn dienlich sind; wo sie Pasteten und Buddings; Lachs, Aal, Sander, Anchovis und Bricken; Schnecken und Austern, Caviar oder Hummern sich zumuthen darf, und mildert und kürzt sich dadurch ihre Leiden auf die sinnreichste Weise. Ihre Zunge hat durch häufiges Probiren in einer gewissen Auswahl von Weinen sich wohl auch den Ruf eines untrüglichen Urthel- und Spruchgerichts erworben. Alten Ungar, Spanischen Sect, Malaga, Porto, Lünel und Lacrymä Christi, Capwein und Griechischen Traubensaft weiß sie, je nach ihren Qualitäten, ihren täglich verschiedenen Zuständen auf das Zweckdien-

ſichſte anzupaſſen. Fügt es ein gütiges Geſchick, daß ihr Arzt dabei ein inſinuanter, geſchickter und theilnehmender Mann iſt, ein Mann der ſich auf mehr, als ſein Fach verſteht, dann erwächſt dem armen Ehemanne dadurch wohl



eine große Hülfe: doch bleibt ſein Loos ein um ſo weniger beneidenswerthes.

* * *

Am theuerſten, hört man ſagen, kommt guter Rath dem Manne zu ſtehen, den der Himmel eine Lebefrau beſchieden hat. Es mag das in einzelnen Fällen und gewiſſen Beziehungen wohl wahr ſein. Iſt ein Mann aber

nur beflissen — was überhaupt in der Ehe nicht genug zu beherzigen ist — stets seiner Frau Willen zu thun: so kann ihm zwar Manches noch theuer zu stehen kommen: der Hausfriede, woran am meisten gelegen ist, wird dadurch sicher errungen werden.

Man sei nur darauf bedacht, seine Verhältnisse gehörig zu erfassen und sie zu nehmen, wie sie sind: so läßt sich aus Allem Vortheil ziehen.

Besitzt eine theure Gattin einmal glänzende Eigenschaften und den Trieb, dieselben geltend zu machen, so lasse man sie frei über das ihr verliehene Pfund schalten, und man kann der Freude gewiß sein, des Hauses Glanz und Ansehen mit jedem Tage wachsen und dabei einen Reichthum von Lebensgenüssen und Annehmlichkeiten um sich versammelt zu sehen, die der Welt Neid erregen müssen.

Zwar kostet der dazu erforderliche Hausstand schwere Summen. Die Garderobe und der Schmuck der schönen Frau, ihr Verlangen, die Welt zu sehen und sich derselben zu zeigen, verursachen schwer zu deckende Ausfälle in den regelmäßigen Einnahmen. Der alljährliche Wechsel des Ameublements, wie der Equipage; die zahlreiche Dienerschaft, wie deren reiche Livreen, erfodern einen Aufwand, der mit dem Nutzen, der daraus hervorgeht, so eigentlich in keinem Verhältnisse steht. Doch hat man die Genugthuung, es auch in dieser Beziehung Andern zuvorzuthun, und

darin liegt kein kleiner Genuß. — Diners, Soupers und Soireen, die in stetem Wechsel den Hausfreunden geboten werden, müssen der feinste Geschmack und die größte Pracht auszeichnen, und durch luxuriöse Verschwendung, die sich dabei kund giebt, eines weiten Bekanntenkreises Staunen und Bewunderung erregen. Je pomphafter die Schilderungen und je fabelhafter die Gerüchte nach solchen Festen lauten, die von Zunge zu Zunge der Leute wandern, um so zufriedener ist man mit sich und über die gemachten Anstrengungen.

Lebt man das Leben doch nur einmal: und seine Dauer ist so kurz — und von allen Schätzen, die es bietet, läßt sich nicht einer mit in das Jenseits nehmen. Nur die Lebefrau faßt also das Leben von der richtigen Seite. Mit ihrer Art und Weise muß man sich befreunden: denn nur das Leben lehrt des Lebens Güter kennen.

* * *

Fast dürfte sich hieraus der Schluß ziehen lassen: daß reiche Frauen die beste Bürgschaft für eine glückliche Ehe gäben, und zugleich des Mannes guten Rath und Zügel am meisten entbehren könnten. Gewiß hat diese Ansicht wohl Vieles für sich.

Gold hilft allen Bedürfnissen ab, verscheucht Noth und Sorgen, bringt Freuden in's Haus, macht geehrt und geachtet und läßt weise und klug, gut und tugendhaft erscheinen. Ja es giebt, wie sie einmal ist, in der Welt

nichts Treffliches, nichts, was den Namen einer noch so schönen Eigenschaft führte, was nicht, so weit es gilt, für Geld und Gold zu erlangen wäre. Stoff wie Geist sind gleich käuflich für — Geld und Gold!

Also weg mit den längst abgenutzten, schön klingenden, moralischen Sentenzen, mit allen großsprecherischen eiteln Rodomontaden, die gegen den Besitz zeitlicher Güter eifern: sie zeugen nur von Unkenntniß der Welt, ja gleich evident für des Moralpredigers Mangel an zeitlichen Gütern, wie sie desselben Geistesarmuth beurkunden.

Salomo war weise und reich. Aber nie wäre er ohne Reichthum in den Ruf und Besitz seiner Weisheit gelangt. Ohne ihre zeitlichen Güter wüßten wir nichts von einer Semiramis und ihrem irdischen Paradiese. Ohne ihre stupenden Reichthümer hätte die schöne Königin von Golkonda, den Fremdling, den sie zu ihrem Gemahl erhob, nicht halb so glücklich gemacht. Noch ähnliche Fälle aus neuerer Zeit anzuführen, verhindern nur die triftigsten Gründe.

* * *

Eine besondere Classe von Frauen bilden auch die sogenannten starken Geister, nicht zu verwechseln mit den Politikerinnen und Heroinen der Neuzeit, welche als Hauptunterscheidungszeichen Haare auf den Zähnen tragen und Cigarren rauchen, wie männiglich bekannt worden ist. Der Verkehr mit den Starken ist höchst schwie-

rig. Abgesehen, daß sie durch ihres Geistes Gewicht einen gewissen Eindruck nicht verfehlen, hie und da Beschämung herbeiführen und also nicht selten lästig fallen, so ist jedes Begegnen mit ihnen um so peinlicher, als sie, doppelt eifersüchtig auf ihre Frauenrechte, gleich diesen ihre excentrischen Bestrebungen geltend zu machen bemüht sind. Sei es noch so ungewöhnlich, abstract oder abentheuerlich, was ihnen zu Kopfe kommt: sie fodern dafür unbedingte Anerkennung, ja Bewunderung. Was ein Mann nur mit Zurückhaltung auszusprechen wagen würde, das geht ihnen mit siegender Zuversicht über die Lippen. An Galanterie und deren Nachgiebigkeit gewöhnt, erwarten sie stets Billigung und Unterwerfung wie unter ihre Launen, so unter ihre Phantomanien. Finden sie, bei ihrer lebhaften Einbildungskraft, eine Sache schwarz, die alle andre Welt weiß nennt: so hilft dagegen kein Widerstreben und Disputiren: sie muß schwarz bleiben und gälte es frischgefallenem Schnee. Einen Mohren wissen sie weiß zu waschen, daß er der liebenswürdigste Sterbliche wird und das im Norden zur Welt gekommene Christenkind muß unterm Aequator, ein Heide, geboren sein, wenn es ihnen so beliebt. Das sind die Gelegenheiten, bei denen ihre Characterstärke und Festigkeit an den Tag kommen und mit ihrem Wissen ihre Logik und Dialectik sich geltend machen. Ihr Gefühl, worin ihr Genie sich kund giebt, beansprucht eines Orakels Unfehlbarkeit und sondert das Recht vom Unrechte wie Oel vom Wasser. Das Unmögliche wird ihnen möglich, wenn sich die Wage ihrer Gunst zu jenem neigt und der afrikani=

schen Stämme Weisheit, die der Frauen Keuschheit für verwerflich und den Sinnenreiz für löblich, ja rühmlich erklärt, findet bei ihnen so gut Bewunderung, als sie zur andern Stunde der Hindostanischen Wittwe Flammentod als einen rühmlichen Beweiß rührender Gattinnentreue preisen.

Wie sich dabei der Mann zu benehmen habe? — — Nun nur der Erfahrene, der Geprüfte ertheile da seinen guten Rath. Aber auch er schmeichle sich nicht mit Unfehlbarkeit: sondern er bedenke, daß es in der Natur unauflösbare Räthsel giebt, daß des Regenbogens Farbenspiel nur Schein und nicht Wirklichkeit, das Weib aber oft beides zugleich, Schein und Räthsel ist.



Ein schlauer Fuchs behauptete schon vor Jahrhunderten in Betreff der Frauen:

„Ist eine klug und schön — Klugheit und Schöne —
„Die eine wird gebraucht, die andre brauchet jene“ —

dann:

„Sei eine schwarz, wenn sie nur Geist damit verbindet:
„Leicht, daß ein Weißer sich für ihre Schwärze findet“ —

ferner:

„So häßlich und so dumm ist keine doch zu schauen,
„Die nicht auch Streiche thut, wie schön' und kluge Frauen.“ —

Auf die Anfrage: welches Lob einer wirklich verdienstvollen Frau gebühre, einer solchen die in dem Adel ihres Werths selbst den Ausspruch der Bosheit herausfodere: gab er zur Antwort:

„Die immer reizend war und frei von stolzem Sinn,
„Von reger Zungenkraft, doch keine Schreierin,
„Die immer reich, sich doch niemals ein Labsal gönnte,
„Stets ihre Wünsche mied und stets doch rief: ich könnte! —
„Die selbst im Zorn, wo sich zum Rächen Anlaß wieß,
„Den Aerger von sich flieh'n, das Unrecht bleiben hieß;
„Die so voll Weisheit war, daß sie auch nie im Leben
„Für abgestandnes Bier den Weintrunk hingegeben;
„Die ihr Geheimniß stets sich selber nur vertraut,
„Liebhaber folgen sah, doch nie sich umgeschaut;
„Gab's je ein solches Weib, sie wird sich rühmlich zeigen — —
„Als Rechnungsführerin und — Narren aufzufängen.

Den Mann hatte aber Erfahrung, wie es scheint, zum Humoristen gemacht: denn in einem Anfalle von Laune

verglich er die Frauen sogar mit Gemälden außerm Hause, mit Glocken im Zimmer, mit Katzen in der Küche; mit Heiligen, wenn sie beleidigen, aber mit Teufeln, wenn sie gekränkt werden, mit Komödiantinnen in ihrem Haushalte und mit — Hausfrauen in den — Betten.

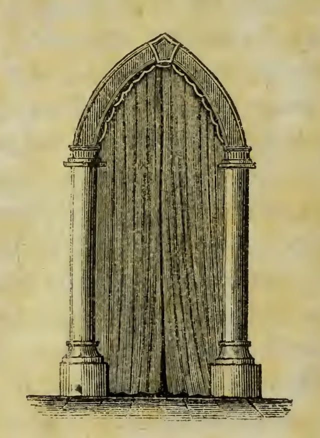
Es ist das mit wenigen Worten viel gesagt: es umfasst und erschöpft. Wäre es nur, wie es in so vielfacher Beziehung treffend erscheint, eben so freundlich: so könnten wir darin eine ziemlich genügende Beantwortung der Fragen: „Wer — und — was das Weib sei?“ — so wie die Lösung der diesen Blättern gestellten Hauptaufgabe erblicken. — Doch — die Alten hatten einmal so ihre sonderbare Weise. Zum Glücke läßt sich, da diese Aussprüche nur als geschichtliche Ueberlieferungen auf uns gekommen sind, ihre Wahrheit mindestens in soweit in Zweifel ziehen, als sie uns Anstoß geben, oder unangenehm berühren. Jedenfalls dürften sie, an ihren rauhen Seiten geglättet und an ihren verwundenden abgestumpft, mit den Weisheitssprüchen, die ein Dichter unsrer Zeit einer der edelsten Frauen in den Mund legt, verschmolzen, dazu geeignet sein, uns zu einem erwünschten Resultate zu führen, nämlich zu einem, wenn nicht vollkommenen Aufschlusse über des Weibes räthselhafte Natur, doch zu einem versöhnenden Schlusse dieses Büchleins.

Unsers und zwar eines deutschen Dichters edle Frau eröffnet uns aber, indem sie ihr Geschlecht mit einer Strahlenglorie trefflicher, dem männlichen Geschlechte zu

Gute kommenden Tugenden umgiebt, die Aussicht auf ein neidenswerthes Loos, wenn wir ihre Stimme hören, ihrem Rathe folgen möchten: Sie thut zuvörderst einer Zeit Erwähnung, die zwar, nach ihrem eignen Geständnisse eben so wenig war, als sie ist, aber in gewisser Beziehung dennoch gefeiert werden könnte, wenn sich Mann und Weib ernstlich verbinden wollten, die dazu nöthigen Bedingungen zu erfüllen. Wir erfahren aus ihrem Munde, daß sich noch verwandte Herzen treffen, die sich zu einer Theilung des Genusses der schönen Welt verstehen, und sich mit Beachtung des Wahlspruchs: — „erlaubt ist, was sich ziemt!" — viel erlangen lasse: — daß man ferner von edeln Frauen lernen könne, was sich zieme, da ihnen am meisten daran gelegen sei, daß alles wohl sich zieme, was geschieht; und da ihr Regiment nur fest begründet sei, wo Schicklichkeit regiere, aber wo Frechheit herrsche, dasselbe in nichts zerfalle: — nicht minder, daß, während der Mann gewaltsam nach fernen Gütern strebe, und für die Ewigkeit zu handeln wage, der Frauen Wunsch sich nur auf ein einziges Gut dieser Erde und dessen dauernden Besitz beschränke. Welch ein schätzbares Bekenntniß! — Endlich erhalten wir die Versicherung, daß, wenn es Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten; die erkennen möchten, welch einen holden Schatz von Treu und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann; wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden in der Männer Seelen lebhaft bleiben wollte; wenn der Männer Blick, der sonst durchdringend sei, auch durch den Schleier dringen

könnte, den den Frauen Alter oder Krankheit überwerfen; wenn der Besitz, der ruhig machen sollte, nach fremden Gut den Mann nicht lüstern machte; dann wohl ein schöner Tag erscheinen könnte: — der Tag der Feier einer — goldnen Zeit.

Das ist nun zwar Wort für Wort Poesie, doch wenn es sich bestätigt, das Poesie nichts anderes, als ein der Natur abgelauschtes Spiegelbild, die Natur aber nie Lüge, vielmehr stets Wahrheit ist — welch ein Glück wäre uns da aus dem Munde eines Weibes durch das Weib verheißen! — Eines unbekannten Künstlers Hand hat dasselbe hier bildlich dargestellt, es leider aber mit einem Schleier verhangen — und das verschleierte Bild zu Saïs — ach! warum ist es ein so schrecklich warnendes Beispiel! —



XXXI.

Ausgang und Ende des weiblichen Lebens.

Schweigt des Weibes Mund — und macht sein Thun selbst andre Zungen nicht mehr von sich reden; sind Freud und Leid seines bewegteren Lebens vorüber; haben der Mutter Sorgen und der Hausfrau Mühen ihr Ende erreicht: so tritt ein Zustand der Ruhe ein, in welchem, selbst bei hohem Alter, die Frauen noch liebenswerth erscheinen, und sich würdig zum Uebergang in ein anderes Leben zeigen. Ach! es ist eine schöne Sache, das Bewußtsein: sei-



ner Bestimmung genügt zu haben. Wäre dasselbe beim Weibe nur nicht an Bedingungen geknüpft, die die launenvolle Liebe auferlegt: nicht ein weibliches Wesen würde ohne dies Bewußtsein das Zeitliche segnen, und vor diesem Akte einem Kater, Mops, Spitz oder sonst dergleichen nicht menschlichen Geschöpfen liebkosen:



Alle Frauen aber, sowohl die aus ihrem Geleise schreiten, wie die dasselbe überhaupt verfehlen, von den Königinnen, die es sind, und die sie spielen, bis zur Bett-

lerin herab, in frommer Clause, im Dienst der Venus, auf der Heerstraße und im Waldrevier — welchen Beweis helfen sie im Einzelnen, wie in Masse liefern? —: Das Weib sei —



EIN CAMAELEON.




Druck
von Oskar Leiner
in Leipzig.











